

10. März – 1. Fastensonntag, Lk 4, 1-13

Erfüllt vom Heiligen Geist verließ Jesus die Jordangegend. Darauf führte ihn der Geist vierzig Tage lang in der Wüste umher, und dabei wurde Jesus vom Teufel in Versuchung geführt. Die ganze Zeit über aß er nichts; als aber die vierzig Tage vorüber waren, hatte er Hunger. Da sagte der Teufel zu ihm: Wenn du Gottes Sohn bist, so befiehl diesem Stein, zu Brot zu werden. Jesus antwortete ihm: In der Schrift heißt es: <Der Mensch lebt nicht nur vom Brot.> Da führte ihn der Teufel (auf einen Berg) hinauf und zeigte ihm in einem einzigen Augenblick alle Reiche der Erde. Und er sagte zu ihm: All die Macht und Herrlichkeit dieser Reiche will ich dir geben; denn sie sind mir überlassen und ich gebe sie, wem ich will. Wenn du dich vor mir niederwirfst und mich anbetest, wird dir alles gehören. Jesus antwortete ihm: In der Schrift steht: <Vor dem Herrn, deinen Gott, sollst du dich niederwerfen und ihm allein dienen.> Darauf führte ihn der Teufel nach Jerusalem, stellte ihn oben auf den Tempel und sagte zu ihm: Wenn du Gottes Sohn bist, so stürze dich von hier hinab; denn es heißt in der Schrift: <Seinen Engeln befiehlt er, dich zu behüten; > und: <Sie werden dich auf ihren Händen tragen, damit dein Fuß nicht an einen Stein stößt.> Da antwortete ihm Jesus: < Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht auf die Probe stellen.> Nach diesen Versuchungen ließ der Teufel für eine gewisse Zeit von ihm ab.

Entscheidungen sind dazu da, getroffen zu werden. So sehr ich mich dagegen wehre, niemand nimmt sie mir ab. Tagtäglich muss ich mich ständig entscheiden, und nicht immer fällt es mir leicht.

Forschungsergebnisse belegen, dass jeder Mensch in nur einem Bereich, nämlich der Wahl zwischen Wahrheit und Lüge, sich etwa vierzig Mal am Tag dazu entscheidet, die Unwahrheit zu sagen; die Unwahrheit in sämtlichen Schattierungen: Von der kleinen Übertreibung bis hin zur Lüge, um sich einen persönlichen Vorteil daraus zu verschaffen. Und dann ist da noch das Gewissen, welches mich unerbittlich auf mein Fehlverhalten hinweist. Es muss schrecklich sein für Menschen, z.B. für Politiker, sich ständig selbst anlügen zu wollen. Das geht ganz einfach nicht.

Jene Textstellen, in denen uns Jesus als Mensch, als Unsresgleichen, vorgestellt wird, sind mir die liebsten. Da kann ich sagen: Nun ja, ihm ist es auch so ergangen. Das heutige Evangelium zeigt uns einen Menschen auf Selbstfindungstrip. Die Worte des wilden Mannes am Jordan, Johannes, haben in ihm etwas aufgewühlt, das tief im Inneren verborgen war. „Kehrt um! Richtet euer Leben auf Gott hin aus und nicht auf den schnöden Mammon!“ Jesus will Gewissheit erlangen; er geht in die Wüste. Die Wüste gilt seit jeher als Ort der Läuterung. Dort erfährt Jesus, dass sein Lebensweg die bedingungslose Hingabe

an Gott sein wird. Schon dort in der Wüste opfert er sich Gott. Doch was heißt das?

Genau das, was der Evangelist in seiner Geschichte von der dreimaligen Versuchung durch den Satan ausdrücken will. Woher hatte er diese Geschichte? *Danach* (nach der Taufe im Jordan) *trieb der Geist Jesus in die Wüste. Dort blieb Jesus vierzig Tage lang und wurde vom Satan in Versuchung geführt. Er lebte bei den wilden Tieren und die Engel dienten ihm.* (Mk 1, 12) So schlicht und kommentarlos hatte dies Markus, der ursprüngliche Evangelist, aufgeschrieben, als er an Mose dachte, der ebenso vierzig Tage bei Gott in der Wüste zugebracht hatte, bevor er die zehn Gebote in Empfang nehmen durfte. Matthäus – Sie können das nachlesen bei Mtt 4, 1-11 – macht daraus eine belehrende Erzählung, die überflutet ist von der Strahlkraft eines alles überragenden Menschen. Da kann Lukas nicht nachstehen und übernimmt nahezu wortgleich von Matthäus. So viel zur Entwicklung dieser Bibelstelle.

Wenn nun die einzige Erkenntnis aus dem heutigen Evangelium die übermenschliche Qualität dieses Gottessohnes wäre, ich hätte persönlich nichts davon. Wenn ich jedoch einen Schritt zurückgehe auf den Impuls, der Jesus in die Wüste getrieben hat, dann kann ich wohl für mich meine Schlüsse ziehen.

Also los, geh in deine Wüste hinein und frag dich! Wie schaut es aus da drinnen? Gibt es einiges zum Ausmisten? – Vielleicht mehrere vertrocknete Gedanken? Fata Morganas, sprich Luftschlösser, welche die Realität behindern? Wie hoch sind die Dünen? Türmen sich da Berge von Unrat, Unwahrheiten und Lieblosigkeiten auf? Wie schaut es mit den Giftschlangen aus, den vielen bösen Gedanken, die ich gegenüber meinem Nächsten in mir trage? Lasse ich mich nicht allzu leicht verführen? Wie steht es mit meinen Vorsätzen?

Ich kann nur raten: Ab in die Wüste! Alle, die wir hier sind!

17. März – 2. Fastensonntag, Lk 9, 28b-36

Jesus nahm Petrus, Johannes und Jakobus beiseite und stieg mit ihnen auf einen Berg, um zu beten. Und während er betete, veränderte sich das Aussehen seines Gesichtes und sein Gewand wurde leuchtend weiß. Und plötzlich redeten zwei Männer mit ihm. Es waren Mose und Elia; sie erschienen in strahlendem Licht und sprachen von seinem Ende, das sich in Jerusalem erfüllen sollte. Petrus und seine Begleiter waren eingeschlafen, wurden jedoch wach und sahen Jesus in strahlendem Licht und die zwei Männer, die bei ihm standen. Als die beiden sich von ihm trennen wollten, sagte Petrus zu Jesus: Meister, es ist gut, dass wir hier sind. Wir wollen drei Hütten bauen, eine für dich, eine für Mose und eine für

Elija. Er wusste aber nicht, was er sagte. Während er noch redete, kam eine Wolke und warf ihren Schatten auf sie. Sie gerieten in die Wolke hinein und bekamen Angst. Da rief eine Stimme aus der Wolke: Das ist mein auserwählter Sohn, auf ihn sollt ihr hören. Als aber die Stimme erklang, war Jesus wieder allein. Die Jünger schwiegen jedoch über das, was sie gesehen hatten, und erzählten in jenen Tagen niemand davon.

Der Gegensatz zum Evangelium des 1. Fastensonntags zum heutigen könnte kaum größer sein. Wurde uns Jesus vorigen Sonntag als der Verführbare, der wohl standgehalten hatte aber angreifbar war, vorgestellt, so ist Jesus heute der strahlende Held. Ohne das vorige Evangelium gäbe es das heutige jedoch nicht. Jesus wird als Belohnung für seine Standhaftigkeit verklärt.

Das Wort „verklärt“ kommt in meinem Sprachgebrauch so gut wie nie vor. Was bedeutet es? Gedanken sind frei; lassen wir ihnen freien Lauf!

Stellen Sie sich vor, die Kirchentür ginge in dem Moment auf, und niemand Geringerer als Papst Franciscus träte herein. Zu unsrer Sprachlosigkeit käme ein ehrfürchtiges Erschauern und eine innere Freude. Jeder wünschte sich, ihm ganz nahe zu kommen. Die Orgel, an der Anton Bruckner sein Te Deum anstimmte, sie setzte ein. Ich würde durch meine Tränen der Rührung sogar die Engel vom Hochaltar herunterfliegen sehen. Das Weiß der päpstlichen Soutane leuchtete und strahlte. Nie empfundene Glückseligkeit erfasste mich. Nicht aufhören, du herrlicher Zustand! Ich weiß, meine Phantasie geht oft mit mir durch.

Was und wie würden wir andren von diesem Erlebnis erzählen? Verklären bedeutet, jemand ins Überirdische erhöhen, seiner Erscheinung ein in mir gewachsenes Strahlen verleihen. Mit zunehmendem Alter lässt die Fähigkeit, einen andren zu überhöhen, stark nach. In der Pubertät war das noch anders: Die erste Liebe, die Lieblingsband, ein Held aus dem Film. Verklärungen waren häufig, allerdings nie von langer Dauer. Wir konnten uns aber begeistern.

Und jetzt stellen wir uns die paar auserwählten Jünger Jesu vor. Schon wieder ist Phantasie gefragt. Ich schlüpfte in die Rolle des Petrus.

Schon als er zu uns sagt: Kommt mit auf diesen Berg! Bin ich angespannt. Ich fühle, dass mich dort etwas erwarten wird. Für unser jüdisches Volk ist der Berg von alters her ein Verkündigungsplatz. Ein Ort, an dem Gott mit den Menschen Kontakt aufnehmen will. Stille ringsum, doch ich spüre auf einmal, dass mein Meister für mich etwas ganz Besonderes ist. Dort unten die „gewöhnlichen“ Menschen, aber hier oben ein Auserwählter mit von ihm Auserwählten. Ich gebe mich ganz diesem Menschen hin, der mir eine Perspektive in meinem Leben gegeben hat. Ihn hat mir Gott geschenkt. „Dies ist mein geliebter Sohn!“ Andre wichtige Personen meines religiösen Lebens treten hinzu. Natürlich will ich den

Augenblick festhalten, doch das geht nicht. Ich werde niemandem davon erzählen, weil mir ohnehin keiner glaubte.

Man könnte sagen, die Schilderung von der Verklärung Jesu ist die Wiedergabe eines Momentes der Glückseligkeit. Ich kann mich an einige solcher Augenblicke in meinem Leben erinnern. Der Wimpernschlag, bei dem offenbar der Verstand aussetzt, alles Störende aus dem Weg geräumt scheint. Angst, schlechte oder böse Gedanken werden von der Emotion verdrängt. Das war so in dem Augenblick, wo ich meine Frau kennengelernt habe, das war bei unsrer Hochzeit, bei der Geburt unsrer Kinder.

Was Markus da, für seine Verhältnisse, ausführlich aufgeschrieben hatte, war für Matthäus und auch für Lukas von ganz besonderer Wichtigkeit. Zwischen den drei Textstellen gibt es kaum einen Unterschied, bis auf Lukas. Der lässt Petrus und die andren Begleiter Jesu ganz einfach einschlafen. Damit verstärkt er die Botschaft, dass sich die Jünger der Tragweite von Jesu Einladung, mit ihm auf einen Berg zu gehen, überhaupt nicht bewusst waren, aber auch, dass ihnen dann die Augen viel mehr aufgegangen waren. „Dies ist mein geliebter Sohn. Auf ihn sollt ihr hören!“

Ist dies nicht derselbe Satz, wie wir ihn von der Taufe Jesu kennen? (Mk 1, 11, Mtt 3, 17 und Lk 3, 22) Nur bei Matthäus, bei Markus und Lukas jedoch spricht Gott nicht zu den Umstehenden, sondern nur zu Jesus: „**Du** bist mein geliebter Sohn, ...“ Ich denke, das ist ein entscheidender Unterschied.

Lebten wir in der Zeit des Lukas, würden wir kaum die Frage stellen: Gott – Sohn – Geist, wie ist das zu verstehen? Lukas hatte von der theologischen Konstruktion „Trinität“ keine Ahnung. Das übersehen wir meist. Tertullian (etwa 150-220, christlicher Schriftsteller) gilt als einer der Urheber der Trinität, die sich zwischen 325 (1. Nicäa) und 675 (Toledo) entwickelte. Lukas schreibt von Matthäus, Matthäus von Markus ab, und das zwischen 70-90.

Klarheit schafft, wenn man weiß, dass sich die Juden immer als „Söhne Gottes“ bezeichnet hatten. „Du bist ...“ oder „Das ist ...“, so steht es geschrieben, heißt nichts andres, als dass Gott diesen jüdischen jungen Mann namens Jesus ganz einfach liebt.

Wenn ich Gott in meine Mitte nehme – nur so ist er schließlich da in meinem Leben – dann kann auch ich hören: „Du bist mein geliebter Sohn, meine geliebte Tochter!“ *Wer Ohren hat, der höre!* (Mtt 11, 15)

Zu dieser Zeit kamen einige Leute zu Jesus und berichteten ihm von den Galiläern, die Pilatus beim Opfern umbringen ließ, sodass sich ihr Blut mit dem ihrer Opfertiere vermischte. Da sagte er zu ihnen: Meint ihr, dass nur diese Galiläer Sünder waren, weil das mit ihnen geschehen ist, alle anderen Galiläer aber nicht? Nein, im Gegenteil: Ihr alle werdet genauso umkommen, wenn ihr euch nicht bekehrt. Oder jene achtzehn Menschen, die beim Einsturz des Turmes von Schiloach erschlagen wurden – meint ihr, dass nur sie Schuld auf sich geladen hatten, alle anderen Einwohner von Jerusalem aber nicht? Nein, im Gegenteil: Ihr alle werdet genauso umkommen, wenn ihr euch nicht bekehrt. Und er erzählte ihnen dieses Gleichnis: Ein Mann hatte in seinem Weinberg einen Feigenbaum; und als er kam und nachsah, ob er Früchte trug, fand er keine. Da sagte er zu seinem Weingärtner: Jetzt komme ich schon drei Jahre und sehe nach, ob dieser Feigenbaum Früchte trägt, und finde nichts. Hau ihn um! Was soll er weiter dem Boden seine Kraft nehmen? Der Weingärtner erwiderte: Herr, lass ihn dieses Jahr noch stehen, ich will den Boden um ihn herum aufgraben und düngen. Vielleicht trägt er doch noch Früchte; wenn nicht, dann lass ihn umhauen.

Nach den beiden letzten Sonntagen, an denen wir für uns sehr vertraute Bibelstellen gehört haben, wurde heute eine weniger bekannte gelesen. Was könnte sie uns sagen wollen?

Wer mich kennt, der weiß, dass ich immer wieder versuche, biblischen Darstellungen auf den Grund zu kommen. Daher weiß ich, dass es die Bibel mit historischen Tatsachen nicht immer so genau nimmt. So ist das mit der Volkszählung, dem Herodianischen Kindesmord oder der Sonnenfinsternis bei Jesu Tod, und genauso mit der Tötung der Galiläer durch Pontius Pilatus. Die Frage, die sich stellt, lautet: Ist das so wichtig? Zeichnet sich die Bibel nicht genau deshalb aus und wirkt universell, weil das Geschichtliche überhaupt nicht wichtig ist.

Dennoch sind Bezüge herzustellen. Im Jahre 36 richtet Pontius Pilatus – das ist historisch belegt – ein Massaker an Pilgern aus Samaria an, die zu ihrem heiligen Berg Garizim zogen. Dies soll auch der Grund für seine Absetzung gewesen sein. Pilatus (Statthalter von Judäa und Samaria von 26-36) wurde nach Rom zu Kaiser Tiberius zitiert. Doch als er dort eintraf, war der Kaiser gestorben. Wir wissen nicht, wie die Angelegenheit weiterging.

Noch kurz zum Turm von Siloah. Der Teich von Siloah war voraussichtlich eine unterirdische Zisterne, die zum Teil gedeckt war. Sie soll vor Christi Geburt tatsächlich eingestürzt sein, wie Ausgrabungen belegen.

Wussten Sie, dass beim Bau des Panamakanals 50.000 Menschen gestorben sind? Wie viele es beim Bau des Stephansdoms waren, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Fest steht, dass auf Großbaustellen, die sich über einen längeren Zeitraum hinziehen, immer wieder Menschen sterben.

Nun aber zum Kern des Evangeliums! Heute werden uns zwei Botschaften übermittelt. Erstens: Jesus will aufräumen mit der jüdischen Tradition eines strafenden Gottes. Und zweitens: Gebt eurem Leben einen Sinn, damit es nicht sinnlos ist!

Zum Ersten! Bis in die heutige Zeit, hört man: „Der Zorn Gottes soll dich treffen!“, „Das war die Strafe Gottes.“ Noch schlimmer dieser Sinnspruch: „Gott straft, wen er liebt!“ Das Alte Testament ist voll vom Strafgericht Gottes. Er bestraft die Feinde Israels, er bestraft alle, die sich gegen seinen Willen auflehnen. Er bestraft sie mit Krankheit und Tod. In der Selbstgefälligkeit jener, die dies verkündeten, sind sie ausgenommen von dieser Strafe. Wenn Gott wirklich sämtliche Sünde bestrafe, es gäbe keinen einzigen gesunden Menschen mehr auf diesem Planeten, geschweige denn überhaupt einen.

Die Märchen – ja diese Geschichten, die wir unsren Kindern erzählen – sie beleben immer neu die alte Tradition. Das Böse wird bestraft; in jedem Krimi neu erlebbar. Kohelet erkennt in seiner Weisheit, dass der Böse wie der Gute das gleiche glückliche oder unglückliche Leben führen kann, der Gute wie der Böse eines Tages stirbt und in Vergessenheit versinkt. Lesen Sie einmal das Buch Kohelet! Das Gute siegt leider meistens nicht über das Böse.

Der strafende Gott passt nicht zu Jesu Aussage vom liebenden Gott. Das muss uns zu denken geben. Vielleicht sollten wir auch nachdenken, bevor wir unsre Kinder, die wir so sehr lieben, bestrafen. Geschieht da nicht viel aus der Tradition heraus. Wenn ich daran denke, wofür ich als Kind wie bestraft wurde, ändere ich diese Tradition vielleicht.

Auf Arthur Schopenhauer geht dieses Zitat zurück: „Was die Leute gemeiniglich ihr Schicksal nennen, sind meistens nur ihre eigenen dummen Streiche.“ Da ist viel dran, denn nichts geschieht ohne Grund.

So kommen wir zur zweiten Botschaft des Evangeliums. Genauso wie wir Gott in unser Leben nehmen müssen, wenn wir ein gotterfülltes Leben wollen, so müssen wir unsrem Leben einen Grund, einen Sinn geben, damit es nicht sinnlos bleibt. So wie ich den Satz: „Du bist mein geliebtes Kind.“ nur dann hören werde, wenn mir die Wichtigkeit und Gegenwart Gottes bewusst ist, werde ich mein Leben mit meinen Fähigkeiten, mit meinen Talenten anreichern, um es sinnvoll zu gestalten.

Beginnt ein Mensch sich seiner selbst bewusst zu werden – nach dem ersten Lebensjahr – wächst in ihm etwas, das ich mit Würde bezeichnen will. Besser gesagt, sie kann wachsen, wenn deren Wachstum nicht eingeschränkt oder verhindert wird. Die gute Botschaft: Ich kann meine Würde jederzeit zurückgewinnen. Und ich muss sie nie mehr hergeben, wenn ich es nicht will. Würde ist für mich eine innere Messlatte, an der ich mein moralisches und ethisches Verhalten ablesen kann. Würde beginnt mit der Liebe zu sich selbst. Wenn ich mich würdig erachte, werde ich auch die Würde meiner Mitmenschen respektieren. Und das schon allein macht mein Leben sinnvoll. Alles andre kommt dann von allein.

Was Jesus auszeichnet, ist nicht nur seine überreiche Empathie, sondern dass er die Würde seiner Mitmenschen erkennt. So denke ich zumindest. Ich meine, es aus dem letzten Teil des heutigen Evangeliums herauszulesen. Immer wieder hören wir von Dämonen, die von Menschen Besitz ergriffen haben. Bei Maria aus Magdala sollen es sogar viele gewesen sein. In einer Zeit, in der die Psychologie kaum eine große Rolle gespielt hatte, sprach man von Besessenen. Heute würden wir von psychisch kranken Menschen reden. Schon allein deshalb, dass Jesus diese Menschen ernst genommen hatte, wurden sie von ihren Leiden erlöst. Aber vielleicht auch, weil Jesus die Überfülle der Liebe Gottes in sich aufgenommen hat. Bin ich durchdrungen von der Liebe Gottes?

31. März – 4. Fastensonntag, Lk 15, 1-3 und 11-32

Alle Zöllner und Sünder kamen zu ihm, um ihn zu hören. Die Phariseäer und die Schriftgelehrten empörten sich darüber und sagten: Er gibt sich mit Sündern ab und isst sogar mit ihnen. Da sagte Jesus: Ein Mann hatte zwei Söhne. Der jüngere von ihnen sagte zu seinem Vater: Vater, gib mir das Erbteil, das mir zusteht. Da teilte der Vater das Vermögen auf. Nach wenigen Tagen packte der jüngere Sohn alles zusammen und zog in ein fernes Land. Dort führte er ein zügelloses Leben und verschleuderte sein Vermögen. Als er alles durchgebracht hatte, kam eine große Hungersnot über das Land und es ging ihm sehr schlecht. Da ging er zu einem Bürger des Landes und drängte sich ihm auf; der schickte ihn aufs Feld zum Schweinehüten. Er hätte gern seinen Hunger mit den Futterschoten gestillt, die die Schweine fraßen; aber niemand gab ihm davon. Da ging er in sich und sagte: Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben mehr als genug zu essen und ich komme hier vor Hunger um. Ich will aufbrechen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündigt. Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein; mach mich zu einem deiner Tagelöhner. Dann brach er auf und ging zu seinem Vater. Der Vater sah ihn schon von weitem kommen und er hatte Mitleid mit ihm. Er lief dem Sohn entgegen, fiel ihm um den Hals und küsste ihn. Da sagte der Sohn: Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündigt; ich bin

nicht mehr wert, dein Sohn zu sein. Der Vater aber sagte zu seinen Knechten: Holt schnell das beste Gewand und zieht es ihm an, steckt ihm einen Ring an die Hand und zieht ihm Schuhe an. Bringt das Mastkalb her und schlachtet es; wir wollen essen und fröhlich sein. Denn mein Sohn war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden. Und sie begannen, ein fröhliches Fest zu feiern.

Sein älterer Sohn war unterdessen auf dem Feld. Als er heimging und in die Nähe des Hauses kam, hörte er Musik und Tanz. Da rief er einen der Knechte und fragte, was das bedeuten solle. Der Knecht antwortete: Dein Bruder ist gekommen und dein Vater hat das Mastkalb schlachten lassen, weil er ihn heil und gesund wiederbekommen hat. Da wurde er zornig und wollte nicht hineingehen. Sein Vater aber kam heraus und redete ihm gut zu. Doch er erwiderte dem Vater: So viele Jahre schon diene ich dir, und nie habe ich gegen deinen Willen gehandelt; mir aber hast du nie auch nur einen Ziegenbock geschenkt, damit ich mit meinen Freunden ein Fest feiern konnte. Kaum aber ist der hier gekommen, dein Sohn, der dein Vermögen mit Dirnen durchgebracht hat, da hast du für ihn ein Mastkalb geschlachtet. Der Vater antwortete ihm: Mein Kind, du bist immer bei mir, und alles, was mein ist, ist auch dein. Aber jetzt müssen wir uns doch freuen und ein Fest feiern; denn dein Bruder war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden.

Das heutige Evangelium ist ein wahres Labsal für mich. Ich muss nicht nachforschen, ob der Text tatsächlich in seine Zeit oder zu Jesus passt, ob er historisch belegbar oder einfach ein Märchen ist. Nein, allen ist klar: Es ist ein Märchen. Was viele von uns vielleicht nicht wissen ist, dass diese Geschichte vom verlorenen Sohn der dritte Teil einer Trilogie ist, die zum „lukanischen Sondergut“ gehört. Die beiden andren Gleichnisse von Verlorenem sind: „Das verlorene Schaf“ (Lk 15, 3-7) und „Die verlorene Drachme“ (Lk 15, 8-10). Wir werden die beiden erst am 15. September, dem 24. Sonntag im Jahreskreis hören.

Interessant ist auch, dass gerade dieses Allegorie vom verlorenen Sohn, Inhalt eines vollständig erhalten gebliebenen Predigttextes von Clemens von Alexandria aus dem 2. Jahrhundert ist.

Stellen Sie sich vor, der Pfarrer hätte vorgeschlagen dieses Gleichnis theatralisch nachzuspielen, weil es sich dafür so gut eignet! Ich denke, dass es bei der Rollenaufteilung zu einer wahren Schlacht um die beste Rolle käme. Und die wäre natürlich die des missratenen Sohnes, denke ich. Das ist die Hauptrolle.

Was aber macht sie so interessant, so begehrt? Ein guter Schauspieler muss in seine Rolle hineinwachsen, er muss mit der Person eins werden, die er verkörpert. Das ist auch der Grund für unsre Entscheidung, den verlorenen Sohn

zu spielen. Je mehr wir ohnehin so einer sind, desto weniger müssen wir uns verstellen. Außerdem kommt der andre Sohn mit seinem Neid am Ende schlecht weg; er wirkt unsympathisch.

Es ist eine Tatsache, dass Bekehrte radikal, nahezu fanatisch, das Gegenteil von vorher tun. Je dramatischer das Pendel von einer Seite auf die andre ausschwingt, desto mehr Luft verwirbelt es. Glauben Sie mir, ich weiß, wovon ich spreche! Ich selbst bin rapide vom Fleischtiger zum Pflanzenfresser gewechselt, vom abendlichen Kettenraucher von einem Tag zum andren zum militanten Nichtraucher. Das beste biblische Beispiel für radikale Bewusstseinsveränderung liefert uns Saul von Tarsus.

Noch etwas würde unsre Rollenwahl verstärken. Es ist der innige Wunsch in jedem Menschen, sich bekehren zu wollen. Was sagen wir nicht alles zu Neujahr, was vor oder nach einem Urlaub? Mit wie viel Vorsätzen beginnen Kinder das neue Schuljahr? Ich muss nur in mich hineinhören, um die Liste zu verlängern. Wie oft ist mein Tagesvorsatz am Abend zu einem Windhauch verkommen?

Der Held ist ganz einfach der, der es geschafft hat; der über seinen eigenen Schatten gesprungen ist.

Ich denke, es zahlt sich aus, einen Blick auf die Attribute zu werfen, die diese Geschichte enthält. Da sind einmal die „Schweine“. Unter „Schweinen“ verstanden die Juden die Andersgläubigen: Griechen, Römer, ja sogar die eigenen Landsleute aus Samaria. Der Sohn lebt also bei den Heiden. Und er hat keine „Schuhe“ an. Das war ein Zeichen für den „Sklaven“, der barfuß gehen musste. Der Vater verlangt, dem Sohn einen „Ring“ an den Finger zu stecken. Der Ring ist seit jeher ein Zeichen für „Verbindung“. Und dann ist da der „Hunger“. Hunger ist ein Grundbedürfnis des Menschen. Das Neugeborene schreit nach der Muttermilch. Hätten wir Menschen diesen Trieb nicht, wir würden glatt verhungern. Der Hunger steht hier aber stellvertretend für die Sehnsucht nach Gott. Die Schweine und der Dreck haben den Jüngling nicht zur Umkehr bewogen – ausschlaggebend war der Hunger. Im Psalm 42 heißt es: *Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir. Oder: Meine Seele dürstet nach Gott ...* Da ist ein Trieb in mir; ein Trieb zur inneren Umkehr, eine Sehnsucht.

Die Rollen sind endlich verteilt: Die des verlorenen Sohnes ist vielfach besetzt, es werden daher zahlreiche Aufführungen geplant, um jedem die Chance für einen Bühnenauftritt zu geben. Wer die Rolle des andren Sohnes bzw. des Vaters übernehmen hat müssen, darf ja nicht krank werden; es gibt keine Ersatzleute.

Ich fürchte, dass – im Gegensatz zur Rollenverteilung in diesem fiktiven Schauspiel – sich so manche pfarrliche Mitarbeiterin, so mancher Mitarbeiter in der Rolle des „braven Sohnes“ sieht und unabsichtlich oder mit Absicht viele andre und auch den „Vater“ vor den Kopf stößt. Zurück zum fiktiven Theater!

Mit der Zeit wird eine gewisse Unsicherheit sämtliche Darsteller beschleichen. Welche ist denn eigentlich wirklich die Hauptrolle?

Ist sie nicht – ich möchte sagen, wie immer – die von Gott. Wie reagiert Gott in diesem Märchen? Er straft nicht, er schimpft nicht einmal; er liebt. Und er zeigt diese Liebe auch, indem er seine Freude über die Rückkehr seines Kindes zum Ausdruck bringt.

Wir können uns denken, dass der Rückkehrer das Zusammenleben im Haus nicht gerade leichter machen wird. Im Gegenteil. Wer zumindest zwei Kinder hat, dem ist leidvoll klar geworden, dass Eifersucht allgegenwärtig in der Luft liegt. Seine Kinder zu lieben heißt, jedem das zu geben, was es braucht. Das muss nicht immer das gleiche sein. Unsre beiden Söhne waren von Geburt an schon allein körperlich sehr verschieden. Wie wir den Älteren beim Essen bremsen mussten, versuchten wir eine kleine Mast beim spindeldürren Jüngeren. Erklär das einmal dem, der gern hätte, doch kurz gehalten wird! In der Schule ist der Spagat, den der Pädagoge vollziehen soll, noch um einiges schwieriger. Ich werde heute noch gefragt: Hast du alle deine Schüler gleich gern gehabt? Die Antwort ist nicht leicht. Da gibt es Sympathie und Antipathie in sämtlichen Abstufungen. Meine Antwort, die ich ruhigen Gewissens geben kann: Ich habe versucht gerecht zu sein, auch wenn das nicht alle verstanden haben werden.

Wer es erkannt hat, der weiß: Bei Gott ist es Liebe. „Du bist mein geliebter Sohn, und du bist meine geliebte Tochter, du bist ... und du bist ...“.

Der Ausgang des heutigen Märchens vom verlorenen Sohn ist offen. Es gibt keine kitschige Pointe zum Schluss, wo einander die beiden Brüder um den Hals fallen. Wir sind nicht in Hollywood oder bei Rosamunde Pilcher.

Wie ich immer sage: Die Bibel ist ein perfektes Buch so wie Gott perfekt ist. Sollte ich nicht endlich umkehren zu meinem liebenden Gott?

7. April – 5. Fastensonntag, Joh 8, 1-11

Jesus aber ging zum Ölberg. Am frühen Morgen begab er sich wieder in den Tempel. Alles Volk kam zu ihm. Er setzte sich und lehrte es. Da brachten die Schriftgelehrten und die Pharisäer eine Frau, die beim Ehebruch ertappt

worden war. Sie stellten sie in die Mitte und sagten zu ihm: Meister, diese Frau wurde beim Ehebruch auf frischer Tat ertappt. Mose hat uns im Gesetz vorgeschrieben, solche Frauen zu steinigen. Nun, was sagst du? Mit dieser Frage wollten sie ihn auf die Probe stellen, um einen Grund zu haben, ihn zu verklagen. Jesus aber bückte sich und schrieb mit dem Finger auf die Erde. Als sie hartnäckig weiterfragten, richtete er sich auf und sagte zu ihnen: Wer von euch ohne Sünde ist, werfe als Erster einen Stein auf sie. Und er bückte sich wieder und schrieb auf die Erde. Als sie seine Antwort gehört hatten, ging einer nach dem anderen fort, zuerst die Ältesten. Jesus blieb allein zurück mit der Frau, die noch in der Mitte stand. Er richtete sich auf und sagte zu ihr: Frau, wo sind sie geblieben? Hat dich keiner verurteilt? Sie antwortete: Keiner, Herr. Da sagte Jesus zu ihr: Auch ich verurteile dich nicht. Geh und sündige von jetzt an nicht mehr!

Endlich ist es so weit, meine Lieblingsstelle aus der Bibel hat mich ergriffen. Ja, tatsächlich. Immer wenn ich sie höre oder lese, bewegt sie etwas in mir.

Sie wissen, ich bin kein Freund von diesem Johannes und seinem „geistigen Evangelium“, seinem Katechismus und seiner Art, sich ins Leben seines Jesus einzuschleichen, ihm seine eigenen Gedanken und Worte unverschämt in den Mund zu legen. Aber ich schätze gewisse Textstellen, aus denen ungeheure Weisheit spricht.

Das heutige Evangelium birgt die „Weltformel“ schlechthin in sich. Wenn sich ein jeder an diese Formel hielte, unsre Erde wäre das Paradies.

Diese Frau, mit der Jesus auf die Probe gestellt werden soll, ist tatsächlich alles andere als ein frommes Lamm. Ehebruch – bei den Juden vor allem von einer Frau begangen – ist kein Kavaliersdelikt, die Strafe dafür dementsprechend hoch und grausam.

Wissen Sie, wie eine Steinigung, die offensichtlich von jedem Mann schon bei Verdacht vollzogen werden konnte, vor sich ging? Der zu Bestrafende wurde bis zur Hüfte eingegraben und mit auf ihn geworfenen Steinen zu Tode gebracht. Steinigung war im Gegensatz zur Kreuzigung auch den Juden erlaubt. Weshalb durfte im Judentum jemand so bestraft werden? Es gab vor allem drei Gründe: Ehebruch, Gotteslästerung bzw. Glaubensabkehr, Homosexualität und unnatürlicher Geschlechtsverkehr. Nur so nebenbei erwähnt, macht mich gerade das stutzig, und ich frage mich, warum die Juden Jesus an Pilatus ausgeliefert und ihn nicht gesteinigt hatten. „Wir dürfen niemand töten!“, stimmt offenbar nicht. Blasphemie hätte doch in den Augen der Juden auf Jesus zugetroffen, oder? Aber lassen wir das!

Jesus, der sich schon längere Zeit hindurch mit den Juden angelegt hatte, rituelle Waschungen und vor allem die Sabbatregel missachtete, wo es nur ging, er soll sich mit einem weiteren Gesetz konfrontiert sehen. Was, wenn er die Steinigung – ein jüdisches Gesetz – ablehnt? Es wäre ein weiterer Minuspunkt in seinem Sündenregister. Was, wenn er sie befürwortet? Wie ließe sich das mit seiner Lehre von Gewaltlosigkeit verbinden?

Elegant, wie bei der Frage nach der kaiserlichen Steuer, zieht sich Jesus aus der Affäre, in dem er die Fragen der Juden mit einer Frage beantwortet. „Wer ist von euch ohne Sünde? Ist einer unter euch, werfe er den ersten Stein!“

Was sagt uns nun diese „Weltformel“?

Hör auf mit deiner dummen Voreingenommenheit, die dich nur allzu vorschnell über andre urteilen lässt! Wäge alle Beurteilungskriterien zuerst ab, bevor du handelst! Hast du Würde in dir? – Dein Gegenspieler auch. Versuch zuerst einmal den andren zu verstehen! Gibt es bei Zwistigkeiten immer nur Hass, böse Worte, Aggression? Stimmt bei mir alles? Mache ich nie Fehler? Versuchen wir einmal von Gott zu lernen! Wie reagiert er auf menschliche Schwächen?

Jeder Mensch hat eine zerbrechliche Seele, daher hat er ein Recht darauf, geliebt zu werden. Nicht nur von Gott.

Wie ein durchsichtiges Band zieht sich die Liebe Gottes durch die Evangelien der fünf Fastensonntage. Sie bleibt keinem versagt, jedoch dem, der sie nicht annehmen will.

Nur wenn ich mir meiner Würde bewusst bin, mich selbst liebe, kann ich würdevoll mit andren umgehen, kann ich andre auch lieben. „Würde“ sollte zum Leitwort für die Fastenzeit werden, denn es kommt vom Wort „wenden“, also „umkehren“. Fastenzeit ist ein Aufruf zur Umkehr.

Mir kommen die Tränen, wenn ich daran denke, wie viele Menschen ich bewusst aber auch oft unbewusst „gesteinigt“ habe. Ich habe sie eingegraben (ihrer Würde beraubt, gefesselt), und dann habe ich gewissenlos zugeschlagen (habe mich meiner eigenen Würde beraubt).

Aber vor Gott ist es nie zu spät für eine Umkehr. Die Heilige Karwoche gibt allen noch Unentschlossenen eine günstige Gelegenheit dazu. „Du bist mein geliebtes Kind!“

Kein Kommentar sondern eine Einladung!

Liebe Leserin, lieber Leser dieser Bibelkommentare! Ich würde mich sehr freuen, ihre Reaktionen darauf kennenzulernen. Sie können mich gern darauf ansprechen oder mir eine mail schicken. Meine Adresse lautet: harald.mueller@kabsi.at.

14. April – Palmsonntag, Lk 19, 28-40

Nach dieser Rede zog Jesus weiter und ging nach Jerusalem hinauf. Als er in die Nähe von Betfage und Betanien kam, an den Berg, der Ölberg heißt, schickte er zwei Jünger voraus und sagte: Geht in das Dorf, das vor uns liegt. Wenn ihr hineinkommt, werdet ihr dort einen jungen Esel angebunden finden, auf dem noch nie ein Mensch gesessen hat. Bindet ihn los und bringt ihn her! Und wenn euch jemand fragt: Warum bindet ihr ihn los?, dann antwortet: Der Herr braucht ihn. Die beiden machten sich auf den Weg und fanden alles so, wie er es ihnen gesagt hatte. Als sie den Esel losbanden, sagten die Leute, denen er gehörte: Warum bindet ihr den Esel los? Sie antworteten: Der Herr braucht ihn. Dann führten sie ihn zu Jesus, legten ihre Kleider auf das Tier und halfen Jesus hinauf. Während er dahinritt, breiteten die Jünger ihre Kleider auf der Straße aus, wegen all der Wundertaten, die sie erlebt hatten. Sie riefen: <Gesegnet sei der König, der kommt im Namen des Herrn.> Im Himmel Friede und Herrlichkeit in der Höhe!

Da riefen ihm einige Pharisäer aus der Menge zu: Meister, bring deine Jünger zum Schweigen! Er erwiderte: Ich sage euch: Wenn sie schweigen, werden die Steine schreien.

Jesus, von dem kein einziges Mal berichtet wird, er sei geritten, er reitet in Jerusalem ein; noch dazu auf einem Esel. Jesus, der nie herrschen wollte, lässt sich mit dem Wort „König“ hochleben. Wieso auf einmal diese Wendung? Ist beides nicht eine gewaltige Ohrfeige für die Schriftgelehrten, die jüdische Religion ganz allgemein? Ja, das ist es. Und das ist der einzige Grund, warum diese Textstelle (bereits von Markus) geschrieben wurde, denke ich.

Der Esel galt bei den Juden genau wie das Schwein als „unreines“ Tier. Im Deuteronomium, dem 5. Buch Mose, können wir lesen: *Du sollst nicht zugleich mit Ochs und Esel ackern.* (Dtn 22, 10) Da geht es um das Verbot der Vermischung. Der Ochs symbolisiert das Reine (das Judentum), der Esel das Unreine (das Nichtjüdische), der Ochs ist für das göttliche Heil empfänglich, der Esel weist es zurück.

In frühchristlichen Darstellungen der Krippenerzählung sollen in der Szenerie bloß Jesus und die beiden Tiere vorkommen aber weder Maria noch Josef. Im 3. Jhd. waren alle Personen erstmalig vereint und 1223 aufgrund einer Idee den Hl. Franziskus im Greccio mit Menschen dargestellt. Wenn Sie nächste Weihnachten Ochs und Esel zusammen in die Krippe stellen, denken Sie daran: Es geschah im 1. Jdt. aus reiner Provokation gegenüber der jüdischen Religion. Und das setzte sich in der christlichen Überlieferung bis heute fort. Es gibt viele Dinge, die wir tun, ohne ihre Symbolik zu kennen. Bis heute sind Ochs und Esel daher immer noch Zeichen der Trennung, der Trennung von unsrer Mutterreligion. Ochs und Esel könnten aber genauso gut Symbole für einen Auftrag an alle Christen sein, dass Jesus vereint, und wir daher das Trennende vergessen und zu einem Miteinander kommen sollten. Seien wir ehrlich: Was wirklich trennt, sind die vielen unterschiedlichen religiösen Traditionen!

Jesus wird als König gepriesen, als neuer König, der dem jüdischen Volk den Frieden bringen soll. Erstens hatten die Juden einen König, den Despoten Herodes und zweitens heißt diese Botschaft nichts anderes, als dass der Messias gekommen sei. Das muss herausfordern. Mit seinem Einzug in die heilige Stadt der Juden, übernimmt er die Macht.

Niemand kann sagen, ob das, was wir da vom Einzug in Jerusalem bei den drei Synoptikern nahezu wortgleich lesen können, tatsächlich stattgefunden hat. Ich denke nicht, weil für mich eben die Symbolik ein möglicherweise historisches Ereignis zu sehr überdeckt.

Denken wir einmal, wann Markus diesen Stoff als erster in sein Evangelium aufgenommen hat! Richtig, es war etwa im Jahre 70 nZ (nach unsrer Zeitrechnung sollte meiner Meinung nach die richtige Bezeichnung sein, da Jesus ja voraussichtlich im Jahre 5 oder gar 6 vor unsrer 0 auf die Welt gekommen war). Die zahlreichen christlichen Gemeinden hatten sich in den vierzig Jahren seit Jesu Tod längst von den jüdischen Traditionen (Beschneidung, Festfeier, Rituale) verabschiedet. Das lässt sich anhand der paulinischen Briefe, die zum Teil ebenfalls in dieser Zeit entstanden sind, glasklar beweisen. Lukas schreibt sein Evangelium zwanzig Jahre nach Markus, also um 90 nZ.

Somit stellt für mich diese Schriftstelle einen entscheidenden Bruch mit dem Judentum dar. Wir, die Eseln in euren Augen, sind auf einmal die neuen Gottessöhne und Gottestöchter. Nicht mehr ihr, die ihr euch über Jahrhunderte damit gerühmt habt. Wartet nur auf euren Messias, für uns ist er bereits gekommen!

Was mich meiner Meinung nach an einem damals tatsächlich stattgefundenen Ereignis zweifeln lässt, das ist, dass Jesus niemals eine neue Religion gründen

hatte wollen. Er war ein Reformator und wollte das Judentum von unsinnigen Gesetzen und Traditionen befreien; Trennung wollte er nie, so denke ich. Auch dass er sich als König feiern lässt, passt nicht in mein Denkschema von Jesus.

Wenn wir das Wort „König“ hören, woran denken wir zuerst? Ja, was kommt einem da in den Sinn? Macht, Reichtum, Krieg und Frieden, Entscheidungen treffen, Sorge für die Untertanen, unglaubliche Verantwortung? In Rollenspielen reißen sich Kinder unbedarft um den „König“, um die „Prinzessin“. Es genügt schon verantwortungsvoller Chef zu sein. Nie wird man allen gerecht, ist ständig der Kritik ausgesetzt. Das weiß jeder, auch der Schuldirektor oder der Pfarrer. Ein König sollte überall und für jeden gleichzeitig da sein; er sollte es allen Recht machen. Unser wahres Königsbild sollte sich nicht mit den Bildern und Berichten der Klatschspalten decken.

Obwohl mir damals als Kind wahrscheinlich noch nicht so recht bewusst war, was passiert ist, als ich den Jungscharausweis und die Nadel – dem Kreuz mit der Krone darauf – bekommen hatte, ich war mächtig stolz, von nun an ein treuer Untergebener des Königs Jesus zu sein.

Ochs und Esel beisammen sollten in der heutigen Zeit also eine neue Symbolik bekommen. Nämlich, dass wir das Trennende beenden, andre Meinungen, ja sogar andre Religionen nicht nur tolerieren und akzeptieren sondern wertschätzen in ihrem Bemühen, den Menschen das Heil, das Heilende näher zu bringen. *Friede den Menschen auf Erden* kann es dann vielleicht wirklich geben. Dazu gehört aber der Relativsatz *die guten Willens sind*. Nur dann kann er eintreten, der Friede.

Sie werden jetzt vielleicht denken, meine Gedanken würden besser in die Weihnachtszeit passen; mitnichten. Der Wunsch nach Einheit ist, zumindest bei mir, nie so stark wie in der Karwoche, wo Leid und Freud miteinander verschmelzen, wo ich mit Jesus Eins werden kann, wenn ich das nur möchte. Wo ich dessen schmerzvollen Weg aber auch seine Auferweckung durch Gott miterleben darf.

21. April – Ostersonntag, Lk 24, 1-12

*Am ersten Tag der Woche gingen die Frauen mit den wohlriechenden Salben, die sie zubereitet hatten, in aller Frühe zum Grab. Da sahen sie, dass der Stein vom Grab weggerollt war; sie gingen hinein, aber den Leichnam Jesu, des Herrn, fanden sie nicht. Während sie ratlos dastanden, traten zwei Männer in leuchtenden Gewändern zu ihnen. Die Frauen erschrakten und blickten zu Boden. Die Männer aber sagten zu ihnen: Was sucht ihr den Lebenden unter den Toten? Er ist nicht hier, sondern er ist auferstanden. *Erinnert euch an das,**

was er euch gesagt hat, als er noch in Galiläa war: Der Menschensohn muss den Sündern ausgeliefert und gekreuzigt werden und am dritten Tag auferstehen. Da erinnerten sie sich an seine Worte. Und sie kehrten vom Grab in die Stadt zurück und berichteten alles den Elf und den anderen Jüngern. Es waren Maria Magdalene, Johanna und Maria, die Mutter des Jakobus; auch die übrigen Frauen, die bei ihnen waren, erzählten es den Aposteln. Doch die Apostel hielten das alles für Geschwätz und glaubten ihnen nicht. Petrus aber stand auf und lief zum Grab. Er beugte sich vor, sah aber nur die Leinenbinden (dort liegen). Dann ging er nach Hause, voll Verwunderung über das, was geschehen war.

Ostern ist das höchste Fest der Christenheit. Vorerst möchte ich mit einem weit verbreiteten Missverständnis aufräumen. Da wird gesagt, dass die Christen das heidnische Fest zu Ehren des Sonnengottes für ihr Osterfest übernommen hätten. Das stimmt nicht. Die frühen Christen haben nichts von diesem heidnischen Brauch übernommen, sie haben mit ihrem Hochfest das heidnische zur Gänze ersetzen wollen, was in der Folge ja auch gelungen ist.

Ein zweites Missverständnis ist für mich sehr wichtig zu erwähnen, obgleich ich weiß, dass mir Haarspalterei vorgeworfen werden kann. Bitte folgen Sie meinem Gedankengang trotzdem!

Stellen Sie sich vor, Sie liegen im Bett und schlafen! Auf einmal zerreißt ein Donner krachend die nächtliche Stille. Sie sind mit einem Schlag munter, die Naturerscheinung hat Sie aufgeweckt. Müde wie Sie sind und mit der Erkenntnis, dass draußen ein Gewitter tobt, rollen Sie sich zur Seite; Sie stehen nicht auf; Sie versuchen Ihren Schlaf wiederzufinden. Der Donner hat also zu Ihrem Wachwerden, zu Ihrer Auferweckung geführt jedoch nicht zu Ihrer Auferstehung. Zwischen „aufwecken“ und „aufstehen“ ist ein gewaltiger Unterschied. Bei einer Auferweckung geschieht etwas mit Ihnen ohne Ihr Zutun (Sie sind also passiv), bei der Auferstehung machen Sie selbst etwas (Sie sind aktiv). Schon seit langem beschäftigt mich die wahllose Verwendung der beiden verschiedenen Begriffe in den paulinischen Briefen. Da kommen Auferweckung und Auferstehung in einem einzigen Satz gemeinsam vor.

Ist Jesus auferstanden, oder wurde er auferweckt? War Jesus aktiv oder passiv daran beteiligt? Ist dies wirklich so wichtig? Und wie kam es offenbar zu einer Gleichsetzung dieser beiden Begriffe?

Das ist schnell erklärt, sowohl das Griechische wie das Hebräische kennen nur ein Wort für beide Geschehen. Das griechische Wort „anastasis“ bezeichnet „die Aufrichtung eines Verstorbenen zum ewigen Leben“, also die Tat Gottes an verstorbenen Menschen. Im Tanach ist dies ein exklusives Handeln Gottes an seinem Volk Israel. Da immer Gott im Spiel ist, sind beide Begriffe somit passiv

zu verstehen, auch das Wort, welches für uns heute aktives Tun ausdrückt. Für mich klingt der Satz bei Jesaja *Seine Toten werden auferstehen und seine Leichen werden auferweckt* (Jes 26, 19) sehr logisch, weil er unterscheidet. Allerdings möchte ich ihn umdrehen: Seine Leichen werden von ihm auferweckt, sie werden auferstehen um zu ihm zu gelangen.

Der Unterschied ist jedoch für meinen Glauben von entscheidender Bedeutung, denn genau das war im Grab mit Jesus geschehen. Gott hat ihn auferweckt, dass er zu ihm gehen kann, aus Jesu natürlicher Passivität ist sein aktives Eingehen zu Gott möglich geworden.

Wie leite ich nun meine religiöse Überzeugung – die Auferweckung Jesu ist ja das zentrale Fundament unsrer Religion – daraus ab?

Ich bin der Meinung, dass Gott nichts tut. Gott weckt nicht auf, Gott schenkt nichts her, Gott nimmt nichts an, Gott erbarmt sich nicht, Gott belohnt nicht, Gott bestraft nicht, Gott ist einfach nicht da.

Sind Sie jetzt erschrocken? Gut, ich denke, dass ich diese Sache nicht einfach unkommentiert im Raum stehen lassen kann. Was will ich damit sagen? Gott ist erst da in meinem Leben, wenn ich ihm in meinem Leben einen Platz einräume, wenn ich aus meinem gottlosen Leben ein gottvolles mache. Gott erbarmt sich meiner, wenn ich um sein Erbarmen bitte. Gott schenkt mir die ganze himmlische Fülle, wenn ich seine Allmacht erkannt habe. Gott wird erst aktiv, wenn ich seiner Aktivität Raum biete. Gott muss gesucht und gefunden werden; so heißt es schon im Alten Testament. *Sucht ihr mich, so findet ihr mich. Wenn ihr von ganzem Herzen nach mir fragt, lasse ich mich von euch finden.* (Jer 29, 13 u. 14a) In der Heilsgeschichte jeder Religion treten Menschen als Mittler zwischen ihm und den Menschen auf. Das zieht sich wie ein roter Faden durch. Und daher glaube ich, dass Gott die liebende Seele dieser Maria aus Magdala auserwählt hat, um Jesus auferwecken zu können.

Die Konsequenz, die ich daraus ableite, sie lautet: Jesus, wollte zwar nie eine Religion gründen. Aber die Botschaft dieser einfachen Frau: „Jesus lebt!“, begründete eine neue Religion, unser Christentum. Für mich ist Maria Magdalena nach Jesus die zweitwichtigste Person in meinem religiösen Leben.

Frauengeschwätz, denken die überheblichen und ängstlichen Männer, die sich nicht vorstellen können, was Liebe zu erreichen imstande ist; nicht einmal jetzt, obwohl sie Maria kannten, die mit ihnen doch selbst etwa zwei Jahre und mit ihrem liebenden und von ihr geliebten Meister unterwegs war. Die rechte Gehirnhälfte der Männer schließt aus, was Maria mit ihrer linken erlebt hat. Echte Liebe ist eben wie ein unsichtbares Band.

Bei Johannes gibt es eine Textpassage, die für mich von großer Bedeutung ist. Da kommt es zur direkten Begegnung der Maria aus Magdala mit Jesus. Wie er sie mit „Maria“ anspricht, antwortet sie mit „Rabbuni“. Da muss sie schon einen Schritt weiter gewesen sein; Maria Magdalena muss die Person Jesus losgelassen haben, damit er geistig in ihr weiterleben konnte. Mein Jesus lebt!

Wenn uns ein lieber Mensch weggestorben ist, spüren wir auf einmal schmerzhaft sein leibliches Fehlen. Seit sechzig Jahren haben wir Seite an Seite nebeneinander geschlafen, haben uns am Abend und am Morgen geküsst. So viele Jahre haben wir zusammen gegessen, waren wir unterwegs, haben uns einer um den andren gekümmert, haben miteinander und einander gefühlt. Das geht uns jetzt ab; er, sie geht mir ab. Ist eine gewisse Zeit verstrichen wird dieser Körper für uns Geist werden, der immer bei uns sein kann. Jeden Abend nach dem freien Gebet mit Dank und Bitte zu Gott und der Erinnerung daran, dass Jesus lebt durch meine „Heldin“ Maria aus Magdala, denke ich intensiv an meine verstorbenen Eltern, Verwandten und Freunde. Ich sehe sie mit meinem geistigen Auge vor mir, höre ihre Stimmen und bedanke mich für die Zeit, in der sie körperlich angreifbar an meiner Seite gelebt hatten.

Petrus ist nach seinem Grabbesuch bloß „verwundert“. Maria Magdalena nicht, sie weiß, dass Jesus lebt. Was sie aus ihrer liebenden Seele heraus erfahren hat, muss Petrus ein Rätsel bleiben, wenn er verstandesmäßig an die Sache herangeht. Wer, um nur ein kleines Beispiel zu geben, eine Sinfonie von Anton Bruckner mit seinem Verstand erfassen will, der wird sagen: Das gibt's nicht; diese Musik sagt mir überhaupt nichts. Erst wenn er diese für viele unverständlichen musikalischen Wendungen, Formen, Harmonien und diesen nach Gott ringenden einfachen Komponisten und seine Musik seelisch aufnimmt, kann er sagen: Ja, das gibt's wirklich; so und nicht anders musste er komponieren. Manches wird uns eben erst klar, wenn wir es mit dem Herzen betrachten. Antoine de Saint-Exupery hat dies so treffend in seinem bekannten Werk „Der kleine Prinz“ formuliert: „Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“

Das Forschungsprojekt CERN soll ausgebaut werden. Sie wissen, durch die Beschleunigung von Teilchen, die mit nahezu Lichtgeschwindigkeit aufeinander treffen sollen, wollen die Wissenschaftler den Geschehnissen der ersten Nanosekunde des Urknalls auf den Grund kommen. Die 27 km lange Röhre reicht nicht aus, und so soll ein 100 km langes unterirdische Ungetüm um 23 Milliarden Euro gebaut werden. Ein bisschen erinnert mich das an den Turmbau zu Babel. Ich bin kein Prophet, aber ich denke, sollte das Vorhaben gelingen, wird am Ende bloß ein weiteres „Warum?“ stehen. Warum? Weil Gott verstandesmäßig nicht zu begreifen ist.

Das Osterfest ist ein Fest des Glaubens, ich darf ruhig einmal meinen Verstand ausschalten, um Gott in mein Herz zu lassen. Dann kann ich sagen: „Mein Jesus lebt! Gott hat ihn auch in mir auferweckt!“ Und das kann Folgen für mich haben.

28. April – 2. Sonntag der Osterzeit, Joh 20, 19-31

Am Abend dieses ersten Tages der Woche, als die Jünger aus Furcht vor den Juden die Türen verschlossen hatten, kam Jesus, trat in ihre Mitte und sagte zu ihnen: Friede sei mit euch! Nach diesen Worten zeigte er ihnen seine Hände und seine Seite. Da freuten sich die Jünger, dass sie den Herrn sahen. Jesus sagte noch einmal zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Nachdem er das gesagt hatte, hauchte er sie an und sprach zu ihnen: Empfangt den Heiligen Geist! Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben; wem ihr die Vergebung verweigert, dem ist sie verweigert.

Thomas, genannt Didymus (Zwilling), einer der Zwölf, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Die anderen Jünger sagten zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er entgegnete ihnen: Wenn ich nicht die Male der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht. Acht Tage darauf waren seine Jünger wieder versammelt und Thomas war dabei. Die Türen waren verschlossen. Da kam Jesus, trat in ihre Mitte und sagte: Friede sei mit euch! Dann sagte er zu Thomas: Streck deine Finger aus – hier sind meine Hände! Streck deine Hand aus und lege sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! Thomas antwortete ihm: Mein Herr und mein Gott! Jesus sagte zu ihm: Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Noch viele andere Zeichen, die in diesem Buch nicht aufgeschrieben sind, hat Jesus vor den Augen seiner Jünger getan. Diese aber sind aufgeschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Messias ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen.

„Dominica in albis“ – eine Bezeichnung für den heutigen „Weißen Sonntag“. Dieser Sonntag markiert das Ende der Osteroktav. Früher trugen die am Ostersonntag Getauften bis zu diesem Tag ihre weißen Gewänder; davon leitet sich mit größter Wahrscheinlichkeit der Name ab. Seit dem 30. April 2000 heißt er auch „Sonntag der göttlichen Barmherzigkeit“ (Papst Paul II). Vor allem in der evangelischen Kirche wird dieser Sonntag „Quasimodogeniti“, also „Wie die Neugeborenen“ genannt. Noch eine Besonderheit kann ich vermelden: Nur an diesem ersten Sonntag nach dem Ostersonntag wird Jahr für Jahr dieselbe Bibelstelle gelesen, also in allen drei Lesejahren. (Lesejahr A – Matthäus, Lesejahr B – Markus und Lesejahr C – Lukas. Dieses Jahr ist also das Lesejahr C, wo vor allem aus Lukas’ Evangelium Texte entnommen werden. Johannes ist

sozusagen der Libero, der vor allem zur Weihnachts-, Oster- und Pfingstzeit gelesen wird.)

Wäre ich Papst, ich würde diesem Sonntag einen vierten Namen geben: „Tag der liebenden Maria von Magdala“. Aber lassen wir das! Ich will lieber der Frage nachgehen, warum dieser Evangeliumstext so wichtig ist, dass er gleich nach Ostern und alljährlich gelesen wird. Im heutigen Text geht es im Prinzip nur um ein Wort – Glaube.

Das Evangelium des Johannes, grundverschieden gegenüber den drei synoptischen Evangelien, wird als „Geistiges Evangelium“ bezeichnet. Der gnostische Einfluss ist deutlich erkennbar (Gnosis – Erkenntnis). Um das Ende des ersten Jahrhunderts soll es von einem Autor verfasst worden sein. Exegeten bezweifeln das, weil sehr viele literarische Verschiedenheiten erkennbar sind und nehmen an, dass nicht nur ein Urheber dieses Werk geschrieben hat. So kann man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, dass der wunderschöne Text mit der Ehebrecherin – wir hörten ihn in der Fastenzeit – aus dem 5. Jhd. stammt. Ganz gleich, das Johannesevangelium ist als ein in sich abgeschlossener christlicher Katechismus zu verstehen und nicht als ein Evangelium, denke ich.

Wenn wir die Texte – zumindest den Großteil von ihnen – verstehen wollen, müssen wir gegenüber den Synoptikern unterscheiden. Historisches spielt für Johannes überhaupt keine Rolle, er will uns seine Erkenntnisse nahebringen, und untermauert sie, indem er sie Jesus in den Mund legt, und er kommentiert. Nahezu alles, was er uns hinterlassen hat, müssen wir vergeistigt lesen. Ich werde daher versuchen, die heutige Bibelstelle vergeistigt wiederzugeben.

„Angst geht um bei den Anhängern dieses Jesus, der vor kurzem am Kreuz sein Leben gelassen hat. Aber es ist auch viel Unsicherheit da, weil sie noch nicht so recht begriffen haben, was da am Grab passiert ist. Sie verstehen ganz einfach nicht, was sie mit dem Ruf: Er lebt! anfangen sollen.“ (Das alles symbolisiert die versperrte Tür. Sie sperren sich gegenüber dem Geschehen, zuerst dieses Unglück, dann der Freudenruf. Ihr Verstand versperrt die Tür zur Herangehensweise über das Herz, ihre Herzenstür ist noch zu.) „Plötzlich senkt sich ein unbeschreibliches Gefühl der Zufriedenheit auf sie herab, das sie zusammenrücken lässt, ein Gemeinschaftsgefühl in ihnen erweckt.“ (Jesu Geist ist augenscheinlich in ihrer Mitte, sie fühlen es.) „Einer ihrer Freunde ist nicht bei ihnen. Als er kommt, traut er seinen Augen nicht. Was soll auf einmal diese traute Einigkeit, diese Harmonie; das versteht er nicht. Seit sie in diesem Haus sind, haben sie nichts anderes getan als diskutiert, man kann schon sagen, gestritten. Die Hoffnungslosen haben mit den Hoffnungsfrohen debattiert. Auch er, Thomas, hat zu denen gehört, die an einer Auferweckung Jesu gezweifelt hatten.“ (Wenn ich nicht meine Finger ...) „Diese geistige Wandlung vieler macht Thomas stutzig. Vielleicht ist doch was dran an dem Unglaublichen. Er

ist noch immer unsicher, aber er will dazugehören. Ihm ergeht es plötzlich genauso wie vormals einigen anderen von ihnen; er spürt diese Hoffnung, diesen inneren Frieden.“ (Er fühlt, wie seine Freunde gefühlt hatten: Jesus ist in unserer Mitte. Was ihn jedoch besonders bewegt, ist die tiefe Erkenntnis:) „Thomas kann dieses Gefühl nicht beschreiben, aber er hat erkannt, dass es Dinge gibt, die man nur mit seinem Herzen verstehen kann.“ Liebe ist tatsächlich verstandesmäßig nicht zu fassen. „Und auf einmal fühlt er sich wie neu geboren.“

Nicht nur bei diesem Thomas hat es einen Meinungsumschwung gegeben sondern vorher schon bei den anderen, nur hat es bei ihm länger gedauert. Wie schaut es aus bei uns? Hat dieses Osterfest uns bewegt? Hat es überhaupt etwas bewegt? Was hat es bewegt? Wie und warum hat es das?

In unserer Dualität, der wir Menschen nie entkommen werden können, haben wir die leidvollen Tage der Karwoche miterlebt. Und jetzt dieses kraftvolle Wirken Gottes mit der Auferweckung Jesu. Das spiegelt unser Leben wider; ein Auf und Ab von Leid und Freude. Wann ließen wir die Nähe Gottes mehr zu? Jesus, so heißt es in der Bibelstelle, stand auf einmal in ihrer Mitte. Lassen wir Gott in unserem Leben am Rand stehen, brauchen wir ihn nur in kummervollen Tagen oder lassen wir ihn auch an unserer Freude teilhaben? Nehmen wir Gott überhaupt in unser Leben? Nehmen wir ihn sogar in unsere Mitte? Das sind Fragen, die sich jeder selbst stellen muss. Und jeder muss sich auch selbst die passenden Antworten geben. Wie schaut meine Antwort aus?

Gott in seine Mitte zu nehmen, könnte heißen, sich als sein Kind zu entdecken, sich seiner eigenen Würde bewusst zu sein, seine Mitmenschen wertzuschätzen, das Glas halbvoll zu sehen, sich bewusstwerden, wie schön die Natur ist, und, und.

Jeder Läufer – obwohl ich mein Laufen mit meinen 74 Jahren eher als ein Dahintorkeln bezeichnen möchte – jeder Ausdauersportler erreicht immer wieder diesen Punkt, wo die Muskelverspannungen, die schmerzenden Bänder und das quälende Ziehen der Sehnen mit einem Schlag wie weggeblasen sind. Ich denke mir, ich schwebe wie von unsichtbarer Hand getragen dahin. Dann sprudeln viele Gedanken wie aus einer unsichtbaren Quelle, früher waren auf einmal viele Melodien in Noten gegossen da; in letzter Zeit weniger. Mein Körper hat während des Laufs auf einmal meinem Geist Platz gemacht. Ich habe die meditative Phase erreicht, die ein, zwei Stunden dauern kann. Und dann denke ich mir auf einmal: Das und jenes, was dir jetzt eingegeben wurde, das darfst du ja nicht vergessen. Nun ist aber leider der Körper zurück. Wenn ich das Glück habe, in der Nähe meines Zuhauses zu sein, ist es gut, sonst ist das Laufen nur mehr eine einzige Qual. Ich schleppe mich die Stufen in den ersten Stock hinauf. Wenn ich dann aber in der Dusche stehe, fühle ich mich wie neu

geboren. Ganz von allein kehren die Gedanken zurück. Ich setze mich ans Klavier oder an den Computer und schreibe und schreibe. Quasimodogeniti!

Wer sich gelegentlich vergeistigt, kann daraus vielleicht als seelisch Neugeborener hoffnungsfroh und zufrieden seine Tage leben.

5. Mai – 3. Sonntag in der Osterzeit, Joh 21, 1-14

Danach offenbarte sich Jesus den Jüngern noch einmal. Es war am See von Tiberias und er offenbarte sich in folgender Weise. Simon Petrus, Thomas, genannt Didymus (Zwilling), Natanael aus Kana in Galiläa, die Söhne des Zebedäus und zwei andere von seinen Jüngern waren zusammen. Simon Petrus sagte zu ihnen: Ich gehe fischen. Sie sagten zu ihm: Wir kommen auch mit. Sie gingen hinaus und stiegen in das Boot. Aber in dieser Nacht fingen sie nichts. Als es schon Morgen wurde stand Jesus am Ufer. Doch die Jünger wussten nicht, dass es Jesus war. Jesus sagte zu ihnen: Meine Kinder, habt ihr nicht etwas zu essen? Sie antworteten ihm: Nein. Er aber sagte zu ihnen: Werft das Netz auf der rechten Seite des Bootes aus und ihr werdet etwas fangen. Sie warfen das Netz aus und konnten es nicht wieder einholen, so voller Fische war es. Da sagte der Jünger, den Jesus liebte, zu Petrus: Es ist der Herr! Als Simon Petrus hörte, dass es der Herr sei, gürtete er sich das Obergewand um, weil er nackt war, und sprang in den See. Dann kamen die anderen Jünger mit dem Boot – sie waren nämlich nicht weit vom Land entfernt, nur etwa zweihundert Ellen – und zogen das Netz mit den Fischen hinter sich her. Als sie an Land gingen, sahen sie am Boden ein Kohlenfeuer und darauf Fisch und Brot. Jesus sagte zu ihnen: Bringt von den Fischen, die ihr gerade gefangen habt. Da ging Simon Petrus und zog das Netz an Land. Es war mit hundertdreiundfünfzig großen Fischen gefüllt, und obwohl es so viele waren, zerriss das Netz nicht. Jesus sagte zu ihnen: Kommt her und esst! Keiner von den Jüngern wagte ihn zu fragen: Wer bist du? Denn sie wussten, dass es der Herr war. Jesus trat heran, nahm das Brot und gab es ihnen, ebenso den Fisch. Dies war schon das dritte Mal, dass Jesus sich den Jüngern offenbarte, seit er von den Toten auferstanden war.

Eine typische Textstelle von Johannes möchten wir meinen. Weit gefehlt, sie ist nicht von ihm. Dieser Text, das 21. Kapitel gehört zum Nachtrag des Johannesevangeliums und wurde erst später vielleicht von einem seiner Schüler verfasst und viel später erst angehängt; jedenfalls muss er den Autor des Evangeliums den Petrus sehr verehrt haben.

Ein kleines Märchen: Petrus, Jakobus und Johannes gehen über das Wasser auf die andre Seite eines Flusses. Petrus als erster, wählt für seine Schritte gezielt die Steine, die im Wasser liegen. Jakobus bemerkt das, geht Petrus vorsichtig

nach und ruft dem hinter ihm kommenden Johannes zu: „Achte auf die Steine!“ Johannes schaut Jakobus verwundert an und fragt: „Auf welche Steine?“

Typisch Johannes! Wer war dieser Johannes: Ein Tatsachenverweigerer, ein weltfremder Träumer, ein Phantast oder ein zutiefst gläubiger Mensch? Ich nehme an, dass Letzteres stimmt. Er nimmt Ungereimtheiten in seinen Texten nicht wichtig; die Botschaft ist das Entscheidende.

Ich gehe jetzt rein verstandesmäßig an diese Bibelstelle heran. Die Widersprüche im heutigen Evangelium sind augenscheinlich. Die Fischer sehen einen Mann aus der Entfernung von zweihundert Ellen (etwa 100 Meter) stehen. Der unbekannte Mann hat Hunger, sagt er, obwohl wir etwas später hören, dass auf einem Kohlenfeuer Fisch und Brot liegen. Der Mann am Ufer bringt sie dazu, dass sie umkehren und auf der andren Seite fischen. Obwohl sie die vielen Fische nicht einholen können, ziehen sie ihr Netz mit exakt 153 Tieren an Land. Johannes, der Lieblingsjünger, – wo kommt der auf einmal her, vorher wurden einige aufgezählt; er nicht – doch er erkennt Jesus in den Mann am Ufer. Dass für die Handlung wichtige Personen am Beginn nicht aufgezählt werden, ist mehr als seltsam. Petrus zieht sich an, weil er nackt ist. Eigenartig, die Nächte am See sind meist sehr kalt. Er springt ins seichte Wasser und eilt auf Jesus zu, während die andren sich mit den 153 Fischen im Netz herumplagen. Und dann sagt keiner etwas zu Jesus, keine Freude beim Wiedersehen, keine Fragen an ihn, kein Dank für den Fischfang? Stille.

Auf die Zahl 153 möchte ich noch kurz näher eingehen. Es ist sicher, dass die Jünger ihren Fang tatsächlich gezählt hatten. Das mussten sie aus kaufmännischen Gründen und aufgrund der damaligen Steuergesetze. Dass jedoch diese Zahl bereits für die Kirchenväter Hieronymus und Augustinus und auch für Kyrillos von Alexandria so wichtig war, dass sie sich darüber den Kopf zerbrachen, ist einigermaßen seltsam. Eine Lösung fanden sie nicht. Ein Geheimnis dieser Zahl ist mathematisch aber besonders interessant, weil die Summe der Kubikwurzel ihrer Ziffern wieder 153 ergibt. Rechnen Sie nach! $1^3 (=1)$ plus $5^3 (=125)$ plus $3^3 (=27)$ ergibt 153. Daran dachten die Jünger und auch der Autor mit Bestimmtheit nicht.

Ich will nun versuchen, die heutige Bibelstelle so zu verstehen und zu erklären, dass ich vielleicht der Absicht des Schreibers näher komme. Vergessen wir, dass es die bereits dritte Begegnung der Jünger mit Jesus ist und auch die Erlebnisse am leeren Grab. Es geht rein um diesen Text, als würde er ganz allein stehen.

Was bleibt den Jüngern übrig, jetzt, wo ein schöner Traum geplatzt ist, als in ihren alten Beruf einzusteigen, den sie ausübten, bevor sie Jesus kennenlernten. Sie gehen fischen. Simon zeigt sich da als Anführer, er leidet am meisten an Jesu Weggang. Da sagt Jesus zu ihnen, dass er sich nach ihnen sehnt. (Er hat

„Hunger“ nach seinen verunsicherten Freunden.) Fischen ist auch Glücksache. Wenn man an der verkehrten Stelle angelt, wird kein Fisch anbeißen. Daher versuchen sie es auf der andren Seite, der richtigen („rechten“) Stelle. Als aber sein Freund Johannes meint (Er sucht nicht die Steine im Wasser, und das macht seinen Blick für andres klar): Ist das nicht unser Jesus? (War das nicht auch so in der Anfangszeit unsres Kennenlernens; wir waren draußen am See und Jesus hat uns abgeholt?) Petrus, der Macher, reagiert sofort. Doch er muss sich erst anziehen. Der Kopf des Simon, der mit so viel Erwartungsangst und Hoffnungslosigkeit angefüllt war, dass er für andres leer ist. (Petrus ist „nackt“.) Sein Ehrgeiz treibt ihn an, als erster bei Jesus sein zu wollen. Als endlich alle an Land gegangen waren, sehen sie das Feuer, den Fisch, das Brot. Jetzt wissen sie es genau: Jesus lädt sie zum Essen ein. (Gemeinsames Mahl ist nicht nur ein Freundschafts- sondern auch ein Vertrauensbeweis.) Ist es nicht tatsächlich so, dass man sich dem Koch ausliefert, wenn man die von ihm zubereitete Speise isst. Bis in die Neuzeit hatten Herrscher einen Vorkoster. Es erübrigt sich die Frage nach der Identität dieses Mannes, die Augen sind ihnen bereits aufgegangen. Es ist Jesus. Wir fragen ja auch nicht, wenn wir unsren guten Bekannten, den Schmidt Erich auf der Straße begegnen: Bist du der Erich? Das wäre ja absurd, oder wir hätten Alzheimer.

Das heißt noch lange nicht, dass ich einen richtigen Zugang zum Autor des Evangeliums, das nach einem Johannes benannt ist, gefunden habe. Doch ich denke, dass es nur die Möglichkeit gibt, über Symbolik, über eine Vergeistigung zum Kern seiner Aussagen vorzudringen. Wenn mir dabei gerade dieser Text, der gar nicht von diesem Johannes stammt, geholfen hat, die zwanzig Kapitel davor zu verstehen, freue ich mich, Gelegenheit dazu habe ich die nächsten sechs Sonntage bis einschließlich Dreifaltigkeitssonntag.

Dem heutigen Evangelium können noch die Verse 15 bis 19 angefügt werden, was ich der Vollständigkeit halber tun will.

Als sie gegessen hatten, sagte Jesus zu Simon Petrus: Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich mehr als diese? Er antwortete ihm: Ja, Herr, du weißt, dass ich dich liebe. Jesus sagte zu ihm: Weide meine Lämmer! Zum zweiten Mal fragte er ihn: Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich? Er antwortete ihm: Ja, Herr, du weißt, dass ich dich liebe. Jesus sagte zu ihm: Weide meine Schafe! Zum dritten Mal fragte er ihn: Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich? Da wurde Petrus traurig, weil Jesus ihn zum dritten Mal gefragt hatte: Hast du mich lieb? Er gab zur Antwort: Herr, du weißt alles; du weißt, dass ich die lieb habe. Jesus sagte zu ihm: Weide meine Schafe! Amen, amen, das sage ich dir: Als du noch jung warst, hast du dich selbst gegürtet und konntest gehen, wohin du wolltest. Wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken und ein anderer wird dich gürtet und dich führen, wohin du nicht willst. Das

*sagte Jesus, um anzudeuten, durch welchen Tod er Gott verherrlichen würde.
Nach diesen Worten sagte er zu ihm: Folge mir nach!*

„Diese Worte an Petrus“ wurden also zu Beginn des zweiten Jahrhunderts oder noch später geschrieben, Petrus voraussichtlich schon 60 Jahre tot. Evaristus oder Alexander I waren Päpste zur Zeit der Niederschrift. Das 2. Jhd. allein zählte schon 10 päpstliche Regentschaften, im Jahre 251 gab es den ersten Gegenpapst.

Jesus stellt dem Simon die Frage, ob er ihn liebt. Natürlich, Simon ist beleidigt. Er versteht nicht, wieso Jesus ihm diese Frage stellen kann. Ich muss zugeben: Ich verstehe sie auch nicht, wo Jesus doch alles weiß. Verstörend wirkt der Zusatz „mehr als diese“.

Mit Schauern erinnere ich mich an meine Kindheit und an meine Mutter. Die Frage, ob ich sie liebe, war ja noch annehmbar. Wenn sie mich aber mit der Frage: Wen hast du lieber, den Papa, die Oma oder mich? zu einer Entscheidung zwang, überforderte sie meine kindliche Seele, machte sie mich unglücklich. Ich muss diese Sache später so verdrängt haben, dass es mir beim besten Willen nicht mehr einfällt, was ich damals geantwortet hatte.

Jesus stellt in diesem Text also auch jene Frage und verwendet das Wort „diese“ meiner Meinung recht abwertend gegenüber den anderen Jüngern. Ich frage Sie: Können Sie sich vorstellen, dass Jesus tatsächlich so gesprochen hat?

Also ich kann es mir nicht. In einer Gemeinschaft von Menschen zu fragen: Wen hast du lieber?, ist absurd. Jemand zu fragen, der von der Liebe der anderen abhängig ist (ein Kind z. B.) ist einfach dumm. Ich kann nach dem Grad der Sympathie fragen, aber die hat wieder nicht unmittelbar mit Liebe zu tun. Ich muss einen Sandler, der mich bittet, ihm etwas Nahrung zu kaufen, in seinem Aussehen und mit seiner dreckigen Kleidung nicht gerade sympathisch, anziehend finden; doch ich kann ihm seinen Wunsch erfüllen. Ich finde unseren Papst Franciscus äußerst sympathisch, aber meine Liebe zu ihm ist nicht von Bedeutung. Ich möchte eher sagen: Ich bewundere seine Ansichten und seinen Mut, sie öffentlich zu äußern.

Simon Petrus hat das Amt des Oberhauptes in den 50er Jahren in Rom übernommen. Für den Schreiber ist diese Zeit (zumindest weitere 60 Jahre später), wo Petrus die christlichen Seelen „geweidet hat“, längst ferne Vergangenheit.

12. Mai – 4. Sonntag der Osterzeit, Joh 10, 27-30

Meine Schafe hören auf meine Stimme; ich kenne sie und sie folgen mir. Ich gebe ihnen ewiges Leben. Sie werden niemals zugrunde gehen und niemand wird sie meiner Hand entreißen. Mein Vater, der sie mir gab, ist größer als alle und niemand kann sie der Hand meines Vaters entreißen. Ich und der Vater sind eins.

Eine Generation hat es an die nachfolgende weitergegeben; die Zweifel über dieses „Er lebt!“ sind längst ausgeräumt. Niemand unter der Schar der Urchristen fragt mehr nach dem Wie und Warum dieser Auferweckung. Alle sind sich einig, dass Gott mit dieser Auferweckung, seinem Jesus den Weg zu ihm in den Himmel geöffnet hat. Sie hatten auch kein Problem mit der Wiederkehr Jesu; der Glaube an eine Wiedergeburt war weit verbreitet. In den Jahren nach der Kreuzigung, aber vor allen zu Lebzeiten der Zeitzeugen, warteten viele auf das rasche Kommen Jesu. Erst langsam flachte die Hoffnung ab. Wir kennen das; wenn eine Erwartung nicht eintrifft, wird sie von anderen Gedanken mit der Zeit überdeckt.

Im heutigen kurzen Evangelium geht es um Trost. Es stellt sich die Frage, wie tröstlich ist es für uns, Freunde von Jesus und Kinder Gottes zu sein? Spüren wir in dieser Beziehung etwas?

Wir Menschen sind seltsame Wesen. Es ist wie bei dem Hans im Schnackeloch. Kennen sie den? Nein? „Hans im Schnackeloch hat er alles, was er will? Was er hat, das will er nicht, und was er will, das hat er nicht.“ So heißt es in einem Kinderlied. Im Prinzip hat der Hans alles. Aber die Schafe wären gern Hirten, die Hirten gern Schafe. Beide hielten es in ihrer neuen Position nicht aus. Früher half es, dass schon den Kindern bewusstgemacht wurde, wo sie hingehören. Das bestätigte die Standesstruktur ähnlich dem Kastenwesen im Hinduismus. Früher war der Tod sehr oft die Erlösung von Unterdrückung oder quälendem Hunger. Heute tun wir uns da ein bisschen schwerer. Todessehnsüchte kennen wir ebenfalls bei schwer kranken und alten Menschen. Aber ist diese Todessehnsucht gepaart mit der Sehnsucht nach Gott?

Augustinus spricht noch von der Ruhelosigkeit des Menschenherzens; „es drängt und drängt, bis es Ruhe findet bei Gott.“ Was muss ich tun, um Gott zu erreichen?, heißt es in einem Weisheitsbuch. Die Antwort: „Wenn du Gott erreichen willst, musst du zwei Dinge wissen. Erstens, dass alle Bemühungen, ihn zu erreichen, vergeblich sind. Und zweitens musst du so handeln, als ob du das erste nicht wüsstest!“

Die physische Verbindung aller Menschen, aber auch aller anderen Lebewesen ist genetisch bedingt. Mit Schimpansen sind wir auf diese Weise fast zu hundert

Prozent verwandt. Interessant ist, dass bei diesem Menschen – Affe-Vergleich in den Genen im Gehirn der geringste Unterschied besteht. Auch die Verwandtschaft zu anderen Tierarten ist frappant. Wie verhalten wir uns zu jenen, die hundertprozentig mit uns übereinstimmen? Versuchen wir nicht ständig, Macht über andere auszuüben, weil wir uns überlegen fühlen? Wir sind es nicht.

Vielleicht kann es ein Trost für uns sein, wenn wir uns mit Jesus eins fühlen, mit dem Menschen voll Empathie. Dann heißt es ja: *Ich und der Vater sind eins*. Die Folge: Wir sind alle eins mit und in Gott. Wenn das kein Trost ist?

17. Mai – 5. Sonntag in der Osterzeit, Joh 13, 31-33a; 34-35

Als Judas hinausgegangen war, sagte Jesus: Jetzt ist der Menschensohn verherrlicht und Gott ist in ihm verherrlicht. Wenn Gott in ihm verherrlicht ist, wird auch Gott ihn in sich verherrlichen, und er wird ihn bald verherrlichen. Meine Kinder, ich bin nur noch kurze Zeit bei euch. Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben. Dann werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebt.

Können wir so lieben, wie Jesus geliebt hat? Was verlangt er da von uns? Bevor ich dazu eine Antwort finden will, möchte ich auf ein Wort näher eingehen, welches wir soeben fünf Mal gehört haben. Nein, nicht „lieben“ (nur vier Mal) sondern „verherrlichen“.

Irgendwie schreckt mich dieses Wort, weil ich es meist im Zusammenhang mit Negativen höre: Da wurde einer verurteilt, weil er den Nationalsozialismus verherrlicht hat; da gibt es neulich einen amerikanischen Präsidenten, der sich bei jeder Gelegenheit selbst verherrlicht, Zeitgenossen in den Bereichen Sport und Kunst werden oftmals verherrlicht. Was bedeutet dieses „glorificare“?

Wenn wir etwas übertrieben darstellen, verherrlichen wir genauso, wie wenn wir etwas hochspielen, das nicht der Wirklichkeit entspricht, somit keine nüchterne Analyse von etwas oder jemandem ist. Andere Wörter für „verherrlichen“ sind: Idealisieren, überhöhen oder vergöttern. Bei diesem „vergöttern“ will ich hängen bleiben. Kann ich Gott vergöttern? Nein, denn ich kann nicht Gott zu einem Gott machen, genauso wenig wie ich ein kleines Kind verkindlichen kann. Aber kann ich Gott verherrlichen? Wenn ich damit „lobpreisen“ oder „bewundern“ meine, dann schon.

Ich denke, dass der Autor dieser Bibelstelle mit „verherrlichen“ das Aufgehen Jesu in Gott meint. Dass der Liebende, der in dieser kurzen Zeit seiner irdischen

Wanderschaft durch Galiläa und Judäa stets die Liebe in den Vordergrund gerückt hatte, in der Liebe Gottes aufgegangen ist, beide sind liebend miteinander verschmolzen. Und das, denke ich, ist auch der Grund, warum es im zweiten Teil der Textstelle mit der Liebe weitergeht.

Liebe ist ein Begriff, der – so denke ich – am häufigsten gebraucht und im Verhältnis dazu am wenigsten gelebt wird. Die Liebe beherrscht die Kunst, ob Malerei, Bildhauerei, Musik, Theater, ...; wir „verherrlichen“ die Liebe und vergessen dabei zu lieben. Besser wäre es vielleicht, in kleinen Schritten lieben zu lernen. Ja, Liebe kann erlernt werden. Ein kleiner Mensch, der nie Liebe erfahren (gespürt) hat, wird sich schwer tun beim Lieben, weil „Lieben“ ein Schenken ist. Aus der Fülle von Liebe, die ich in meinem Leben erfahre, vermag ich herzzugeben, ohne etwas zu verlieren. Im Gegenteil; ich bekomme ja immer wieder dazu. Sie sehen schon, mir geht es in diesem kleinen Aufsatz nur um die „caritas“ und weniger um den „eros“.

In der Adventszeit habe ich oft mit meinen Schulkindern das Pelzchenspiel gespielt. Jedes Kind hat zwei kleine Pelzfleckchen bekommen, sie waren an einem Wollfaden befestigt, damit man es um den Hals binden konnte. Der Auftrag hat gelautet: Schenkt einem andren Kind ein Pelzchen und sagt ihm, dass ihr es gern habt! Das Ergebnis: Kein Kind in der Klasse blieb pelzlos, selbst jenes nicht, das beim Völkerballspiel immer als letztes gewählt wurde, aber auch kein Kind hatte zehn Pelze umhängen.

Es gibt, glaube ich, keinen Menschen, der sich nicht nach Zuneigung sehnt. Und diese Sehnsucht könnte archaisch begründet sein. Es ist die Sehnsucht nach Gott. Was wir als Erbe aus dem Paradies – bildlich gesprochen – mitgenommen haben, ist nicht die Erbsünde sondern die Sehnsucht nach einer Rückkehr, die „Erbsehnsucht“; mir geht es zumindest so. Da ist ein dubioses Verlangen, von Gott verherrlicht zu werden, das heißt: Mit Gott zu verschmelzen. Das ist nicht für andre Augen bestimmt, nein, ganz persönlich nur für mich und für andre unerkannt. Elija, so wird beschrieben, ist mit einem feurigen Wagen in den Himmel aufgefahren, auch Jesus und Maria wurden nach biblischem Bericht sichtbar und spektakulär emporgehoben. Das meine ich nicht. Nur Gott kann mich verherrlichen, kein Mensch.

Im Tierreich ist es oft so, dass das Muttertier ihre Jungen vertreibt, sobald sie wieder geschlechtsreif ist. Dennoch wird sie später ihr inzwischen erwachsenes Kind herzlich begrüßen, wenn es ihm irgendwo einmal begegnet. Das beweist, dass die Vertreibung eine einmalige Notwendigkeit war und kein Liebesentzug. Menschenkinder werden von ihren Eltern immer geliebt sein, weil sie doch genetisch miteinander verkettet sind.

Wie hat Jesus die Menschen geliebt? Ich meine, er hat sie in erster Linie akzeptiert, wie sie waren. Den Beweis dazu liefern die Schriftgelehrten: *Mit Zöllnern und Dirnen gibt er sich ab*. Jesus kümmert sich um alle, ganz besonders aber um die Verlorenen, um jene, die mehr brauchen. Akzeptieren heißt: Ich muss mein Gegenüber einmal verstehen. Erst wenn ich den andren verstehe, kann ich überhaupt eine Beziehung zu ihm aufbauen, die schlussendlich in einem Lieben und dem Wunsch zu einer engen Bindung enden kann. Erst wenn ich mich bemühe den andren so richtig zu verstehen, werde ich auch verhindern können, ihn mit meiner Liebe zu erdrücken. Wenn das geschieht, dann habe ich ihn nicht verstanden. Lieben bedeutet auch freudvollen Verzicht zugunsten des andren. Lieben ... ach was, lesen sie ganz einfach im ersten Korintherbrief das Kapitel 13!

Ich möchte jetzt ein wenig über die wahre Erfüllung in einem Liebensleben nachdenken, einem Mix aus caritas und eros.

Eine junge Frau und ein junger Mann gehen aneinander vorbei; ihre Blicke treffen sich. Beim Weitergehen denkt jeder unabhängig vom andren: Ich möchte ihn/sie wiedersehen. Sie sind einander schon öfter begegnet, aber dieses Gefühl war nicht da. Irgendetwas finden sie anziehend am andren; irgendetwas, das sie nicht benennen können. Tatsächlich kommt es zum ersten verbalen Kontakt. Ein Rendezvous wird vereinbart, dem weitere folgen. Die körperliche Nähe wächst vom ersten flüchtigen Hautkontakt bis zum Wunsch nach sexueller Vereinigung. Beim weiblichen Teil ist dieser archaisch bedingt; die Aufgabe der Frau ist es, für den Nachwuchs zu sorgen. Schön, wenn der männliche Teil da mitgeht und nicht nur seine Lust befriedigen oder seine Errungenschaft bekräftigen will.

Diese Verbindung wird bei der Hochzeit gefeiert. Sie ist der öffentliche Ausdruck einer Verbindung. Das Kind ist da, ein Spannungsfeld wird jetzt, wenn nicht schon vorher, aufgebaut. Die Spieler dabei sind das Kind und seine Eltern, aber auch die Großeltern, Tanten und Freunde. Wenn da die Beziehung nicht zerbricht, muss sich schon ein schönes Stück Liebe zwischen den Hauptpersonen aufgebaut haben, denn sonst könnten sie den Nebenpersonen nicht Herr werden. Es ist ihnen gelungen, allen jenen, denen sie dankbar sind, und die sie lieben, klarzumachen, dass Erziehung und ihre eheliche Beziehung allein ihre Angelegenheit ist. Ein großer Schritt ist getan, wenn das Ehepaar das Glück hat, die Nebenpersonen aus wirtschaftlichen Gründen nicht zu sehr in Anspruch nehmen zu müssen. Ist das anders, entgleiten nämlich sehr leicht die Zügel. In unsrem Fall will ich die Sache nicht noch komplizierter machen und einen neuen Erdenbürger hinzufügen.

Ihr Kind wächst schneller heran, als das Ehepaar es glauben kann. Die Hürden, welche Schule und Pubertät in den Weg legen sind vielfältig. Streit zwischen den Eheleuten ist vorprogrammiert. Es geht um die richtige Erziehung, obwohl

jeder der beiden mit seinem Latein am Ende ist. Und es geht um Geld; Kinder kosten viel Geld. Je älter das Kind wird, desto größer werden die Sorgen. Der Junior geht zum ersten Mal auf eine Party. Es ist schon spät, zu viele Minuten über der vereinbarten Zeit. Die Eltern liegen schlaflos im Bett, hoffen auf das baldige Geräusch der Eingangstür, keiner sagt etwas zum andren. Schließlich die Erlösung, und die zugleich verspürte Freude lässt die beiden sich eng aneinanderkuscheln.

Es kommt der Tag des Abschieds aus dem häuslichen Nest. Der ewige Kreislauf beginnt von Neuem. Plötzlich sind so manche Sorgen wie weggeblasen, und ein neuer gemeinsamer Lebensabschnitt kann beginnen. Streitthemen wie das gegenseitige Gefühl, der andre versuche, seine Macht durch Unterdrückung auszuüben, wogegen der andre meint, er wolle doch nur helfen; sie bleiben aktuell wie eh und je. Aber es gibt immer wieder Versöhnung; ebenfalls wie eh und je. Die Tage, wo es in mehr als sechzig Ehejahren keinen Abend- oder Morgenkuss gegeben hat, sind an einer Hand abzuzählen.

Die Eifersucht ist in der letzten Lebenszeit längst verflogen, die Herrschsucht köchelt auf ganz niedriger Flamme. Da geht es nur mehr darum, ob der Blumenstock auf dieses oder jenes Fensterbrett hingestellt werden soll. Der „Eros“ hat wieder dorthin gefunden, wo er ganz am Anfang war: Der zärtlichen Berührung einer Hand. Auf die Geburtstagskarte zum 80er seiner Frau schreibt der Mann die folgenden Worte: „Ich bin nicht glücklich, dass ich dich lieb habe, im Gegenteil ich bin unendlich glücklich, dass du da bist, und ich dich lieben darf.“ Das Wort „haben“ drückt nämlich immer Besitz aus. Sie haben einander – in einer idealisierten Liebesbeziehung – nie gehabt; sie sind dankbar und glücklich, dass einer für den andren da sein konnte. Verlässt einer der beiden das Irdische, wird nach der Trauerzeit die seelische Bindung stärker und stärker.

Von einem bin ich überzeugt: Wer seinen Nächsten wirklich liebt, spürt die Liebe Gottes, weil er bei seinem Nächsten dabei nichts andres tut, als Gott zu lieben. Wollen wir Jünger Jesu sein? Kinder Gottes? Wer sich als Jünger Jesu fühlt und ein Kind Gottes ist, möge sein Leben verändern. Hätten wir es dann nicht; das Paradies, nach dem wir uns so sehr sehnen? „Wer die Liebe nicht in sich selber trägt, der sucht sie vergebens.“

26. Mai – 6. Sonntag in der Osterzeit, Joh 14, 23-29

Jesus antwortete ihm (einem Mann namens Judas): Wenn jemand mich liebt, wird er an meinem Wort festhalten; mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen. Wer mich nicht liebt, hält an meinen Worten nicht fest. Und das Wort, das ihr hört, stammt nicht von mir, sondern vom Vater, der mich gesandt hat.

Das habe ich zu euch gesagt, während ich noch bei euch bin. Der Beistand aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe. Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht einen Frieden, wie die Welt ihn gibt, gebe ich euch. Euer Herz beunruhige sich nicht und verzage nicht. Ihr habt gehört, dass ich zu euch sagte: Ich gehe fort und komme wieder zu euch zurück. Wenn ihr mich lieb hättet; würdet ihr euch freuen, dass ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich. Jetzt schon habe ich es euch gesagt, bevor es geschieht, damit ihr, wenn es geschieht, zum Glauben kommt.

Wie käme die folgende Botschaft bei Ihnen an? Die Frau eines guten Freundes ist plötzlich einem Herzschlag erlegen. Schon am übernächsten Tag bekommen Sie einen Brief. Darin ist allerdings keine Parte, wie es zu erwarten gewesen wäre, sondern er schreibt dies: „Ich lade dich am Soundsovielten zu einer Party ein, da meine Frau vor zwei Tagen gestorben ist. Wir wollen feiern und fröhlich sein.“ Pures Entsetzen würde sie ergreifen, und sie dächten: Was ist das für ein roher Geselle; das kann er doch nicht tun. Sie nehmen die Einladung dennoch an und überlegen, wie sie ihren Freund zur Rede stellen werden. Schon von weitem ertönt laute Musik, bunte Luftballons schmücken Gartenzaun und Sträucher, vielfältiges Lachen tönt an ihr Ohr, es wird getanzt; sie sind sprachlos, drehen um und kehren mit einem unguuten Gefühl in der Magengrube heim. Sie haben nicht einmal fragen wollen, wann das Begräbnis stattfindet. Am nächsten Tag ruft sie ihr Freund an und fragt, warum sie nicht gekommen sind. Sie wollen mit der ganzen Sache nichts zu tun haben, daher erfinden sie eine Ausrede. Aber zum Begräbnis kommst du schon?, fragt der Freund am Telefon und ergänzt: Kommende Woche um zwei am Brunner Friedhof. Sie sagen zu, weil sie neugierig sind, was dort ablaufen wird. Einen Priester können sie sich dabei nicht vorstellen.

Es kommt der Tag heran, an dem sie ängstlich aber erwartungsvoll im schwarzen Anzug in die Friedhofshalle gehen. Auch die ist mit bunten Bändern und Luftballons geschmückt, wie auch der Sarg in der Mitte. Auf einem großen Transparent, welches über die gesamte Breite der Halle gespannt ist, steht zu lesen: „Trauert nicht mit mir sondern freut euch mit ihr, euer Andi!“ Ihr ganzes Eheleben haben die zwei sich miteinander gefreut und miteinander gelitten. Sie denken auf einmal – und das bestärkt der Priester in seiner Rede –, dass da durchaus etwas dran ist. Sie, diese fröhliche, Lebens bejahende und gläubige Frau, ist zum Vater im Himmel gegangen. Es hat sich das erfüllt, was sie Zeit ihres Lebens erhofft hatte. Plötzlich bewundern Sie die innere Stärke Ihres Freundes und denken: Dazu wäre ich nicht in der Lage. Wie schaut es in seinem Inneren wirklich aus?

Den Tod eines geliebten Menschen miterleben zu müssen, gehört zu den schmerzlichsten, aber unausweichlichen Erfahrungen in unsrem Leben. Aber ist

diese Trauer, die jedem zugestanden werden muss, nicht zum großen Teil Selbstmitleid? Das klingt recht hart. Sie werden denken, dass dies nur einer sagen kann, der nicht betroffen ist. Es stimmt auch: Es ist hart gegenüber einem Trauernden, und ich würde das nie zu ihm sagen. Denn wenn ich in dessen Lage wäre, fühlte ich mich maßlos vor den Kopf gestoßen. Hat denn der kein Mitleid mit mir? Es ist vollkommen richtig. Im Trauerfall können wir dem Verstorbenen nicht mehr helfen, aber dem Zurückgebliebenen Trost spenden, was ungemein schwierig ist. Mitgefühl in Worte zu fassen wird immer an Floskeln hängenbleiben. Mitgefühl durch eine stumme Umarmung zum Ausdruck zu bringen ist oft viel besser. Lassen wir ihn an unsrer Schulter weinen; Ausweinen ist angesagt. Er ist es, der den Schmerz fühlt, nicht der Verstorbene. Um wen muss ich mich kümmern?

Ein Begräbnis ist wie eine Schallplatte, wo man auf der einen Seite einen Trauermarsch findet und auf der andren Seite heitere Tanzmusik. Das unter einer Hut zu bringen ist nahezu unmöglich. Ich bewundere den Freund in der Eingangsgeschichte, die jedoch kaum der Realität entspricht. Doch es gab schon Beerdigungen, wo sich der Verstorbene zu Lebzeiten ein freudiges Fest gewünscht hat. Es ist für den Hinterbliebenen sehr hart, diesen Wunsch zu erfüllen. Dem Toten tut nichts mehr weh, umso mehr seelische Schmerzen hat der, der ihn zu Grabe begleiten muss. Es wird Wochen und Monate, vielleicht Jahre, dauern, bis die Seele Frieden findet. Der Glaube schützt sicherlich in der Trauer nicht so viel, wie man sich vielleicht wünschen würde, vor allem in unsren Breiten. Anderswo gelingt es viel besser, dem Eingehen eines Verstorbenen in die Liebe Gottes, jene Aufmerksamkeit für die Heilung und Erlösung zu schenken, die uns glücklich und froh machen kann. Jener hat sein Ziel erreicht.

Leichter lässt sich die Trauer ertragen, wenn man vielleicht schon ein Jahr mit dem Sterbenden gelebt und mitgelitten hat. Da geht es um Erlösung. Aber bei einem Herzinfarkt ist das anders?

Der Autor lässt Jesus sagen, dass die Jünger nicht beunruhigt und verzagt sein sollen. Und in der typischen Johannesmanier ist der erste Teil dieser Bibelstelle abgefasst. Jeder, der mich liebt, wird meinen Worten glauben, meint er. Verlangt nicht der Autor, seinen Worten zu glauben? Freilich, Jesus ist ein Mittler. Er war sicherlich überzeugt, sein zeitloses „Du sollst“ (nicht: Du musst), seine liebende Hingabe zu den Menschen, aus Gott heraus zu schöpfen. Die paulinischen und die andren Briefe entspringen dem Bemühen, uns Jesus, aber vor allem uns Gott näher zu bringen.

Jesu Tod ist für uns Christen verbunden mit der Auferweckung; das ist unsre Hoffnung. Die Auferweckung braucht jedoch vorher den Tod. Ohne Tod kein

Leben bei Gott. Da muss jeder durch, auch wenn wir als Sterbende dadurch viel Leid verursachen.

2. Juni – 7. Sonntag in der Osterzeit, Joh 17, 20-26

Aber ich bitte nicht nur für diese hier, sondern auch für alle, die durch ihr Wort an mich glauben. Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast. Und ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben hast; denn sie sollen eins sein, wie wir eins sind, ich in ihnen und du in mir. So sollen sie vollendet sein in der Einheit, damit die Welt erkennt, dass du mich gesandt hast und die Meinen ebenso geliebt hast wie mich. Vater, ich will, dass alle, die du mir gegeben hast, dort bei mir sind, wo ich bin. Sie sollen meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast, weil du mich schon geliebt hast vor der Erschaffung der Welt. Gerechter Vater, die Welt hat dich nicht erkannt, ich aber habe dich erkannt, dass du mich gesandt hast. Ich habe ihnen deinen Namen bekannt gemacht und werde ihn bekannt machen, damit die Liebe, mit der du mich geliebt hast, in ihnen ist und damit ich in ihnen bin.

Gestern in der Früh, habe ich einen Fuchs die Meixner-Gasse queren sehen. Glaub mir das! Du kannst mir glauben, ich habe einen Riesenhunger. Das ist so unser Sprachgebrauch. Wir setzen „Glauben“ gleich mit: Ich teile deine Meinung; Das kann ich gut verstehen oder: Ich kann mich in dich hineinversetzen, usw. Das heißt nichts anderes, als die Feststellung eines anderen, eine Behauptung von ihm oder eine Beobachtung zu teilen. Ich bin aber vielleicht auch verwundert darüber oder muss ihm widersprechen, weil ich nicht seiner Meinung bin.

Es gibt allgemeine Regeln im Zusammenleben der Menschen, in der Natur und in der Wissenschaft, die von den meisten Menschen nicht angezweifelt werden. Manche Erkenntnisse sind für Normalsterbliche jedoch seltsam, sodass sie sich bei deren geistiger Aufnahme schwer tun, wie zum Beispiel mit der „Dunklen Energie“ oder einem „Schwarzen Loch“. Aber niemand zweifelt die Arithmetik (Zahlenkunst – arithmos=Zahl, tike=Kunst) und die im 16. Jhd. entwickelte Algebra an, obwohl sie nicht vollkommen ist (z. B. ist die Division durch alle Zahlen erlaubt, doch durch 0 verboten). $3+3=6$ ist somit eine Tatsache, ist allgemeine Wahrheit. Jeder erntete mildes Kopfschütteln, wenn er sagte: Ich glaube, dass $3+3=6$ ist.

Freilich verwende ich „glauben“ im täglichen Sprachgebrauch wie jeder andere auch. „Glaube“ im religiösen Sinn ist für mich allerdings ein eigenständiger Begriff. Glaube drückt meiner Meinung nach meine „innere Beziehung zu Gott“ aus.

Womit „Glaube“ keinesfalls kompatibel ist, ist „Wahrheit“, wie das Beispiel 3+3 wohl zeigt.

Der Schreiber des Johannesevangeliums spielt sehr leichtfertig mit den Begriffen „wahre Worte“ und „Glaube“. Das macht ihn für die christlichen Kirchen so attraktiv. Die Mehrheit der Geistlichen empfehlen: Lies das Johannesevangelium! Es ist das legitime Recht jedes Einzelnen und auch einer Gemeinschaft, wie die Kirche es ist, ihre Meinung in Wahrheit zu wandeln. Was jedoch - so denke ich – unmöglich ist, ist die Aufforderung an alle, diese Wahrheiten zu glauben. Eine Wahrheit ist nicht zu glauben, sie ist Tatsache. In unsrem Glaubensbekenntnis wird verlangt, an Gott zu glauben; richtig. Aber ein paar Zeilen weiter soll ich an Jesus glauben. Jesus ist eine historische Person, die wahrhaftig auf der Erde gelebt hat. Weiter heißt es in einem Atemzug, an Pilatus, an die katholische Kirche zu glauben und an ein ewiges Leben. Vom ewigen Leben habe ich keine Ahnung und Vorstellung – ich kann daran glauben oder nicht. Kann ich an die katholische oder evangelische oder sonst noch eine Kirche glauben? Die sind doch da, und ich bin glücklich darüber. Was verlangt die katholische Kirche von mir? Ich soll ihr glauben. Genauso wie Johannes von seinen Lesern verlangt, die Worte Jesu, die er ihm nach seiner Wahrheit in den Mund gelegt hat, zu glauben; folglich ihm zu glauben.

Ich bezeichne mich als gläubigen Menschen, obwohl ich von den Wahrheiten meiner Kirche vieles nicht teile, auch wenn sie noch so viel Aufwand (Dogmen) betreibt und mit göttlichen Strafen droht. Sie ist eben den Weg gegangen und hat dabei den gleichen Fehler gemacht, die andre Religionen vor ihr gemacht hatten. Sie alle haben den Kern ihrer Botschaft mit Gesetzen und Vorschriften verschüttet und den Glauben an die dicke Verpackung verlangt. Es wäre das Gleiche, wenn ein Kind sein Geburtstagsgeschenk auspackte und voll Freude über das Geschenkpapier Luftsprünge vollzöge, doch die darin eingepackte Puppe nicht anschaute.

Der Hauptteil unsres heutigen Evangeliums befasst sich mit Einheit, mit dem Einssein. Es ist somit die Fortsetzung vom vorletzten und dem letzten Sonntag. Zuerst wird von den Jüngern die gleiche Liebe zueinander verlangt, mit der Jesus sie geliebt hat, sozusagen eine „Liebesunion“ einzugehen. Dann kommen die „Wahrheitsunion“ und schließlich noch einmal die Liebesgemeinschaft. Die Liebe, die Jesus vom himmlischen Vater bekommen hat und seinen Jüngern zuteil werden hatte lassen, sie soll die Jünger und alle ihre Freunde mit ihm selbst und mit Gott zusammenschweißen.

Der Autor ist der Meinung, dass Gottes Liebe mit der Schöpfung in die Welt gekommen ist. Bezug nehmend auf die heute gängige Urknalltheorie, würde das heißen, dass neben all den unendlich verdichteten Bausteinen des Universums

auch die Liebe Gottes in diesem Ur-Punkt enthalten war. Dies ist nur geistig vorstellbar. Die Folge daraus ist jedoch, dass die Liebe des Schöpfers in allen Teilen enthalten sein muss, als sie bei der großen Explosion in alle Himmelsrichtungen verteilt wurden und Galaxien bildeten; seine Liebe somit in allem ist. Wenn alles aus der Singularität entstanden ist, muss bei der Aufteilung auch in jedem Teil die Ursubstanz der Singularität enthalten sein. Anteilsmäßig müssen in jedem Stück Torte – und ist es noch so klein – dieselben Teile: Mehl, Ei, Zucker, usw. drinnen sein; sogar in einem winzigen Bröserl.

Das führt mich zur zweiten Botschaft dieser Bibelstelle. Alle sollen eins sein. Die Menschheit hat Sehnsucht nach Gemeinschaft, ob sie nun in einem Beistandspakt zwischen mehreren Staaten besteht, um einen Gegner leichter besiegen zu können, oder in einer Wirtschaftsunion, um auf dem globalen Markt bestehen zu können. Es kann auch eine Gemeinschaft sein, die Menschen mit dergleichen Wertevorstellung, denselben religiösen Grundsätzen oder den ähnlichen körperlichen Fähigkeiten (wie im Sport) zusammenführt. Will so eine Gemeinschaft bestehen bleiben, muss sie ständig am Gemeinschaftsbild arbeiten. In Gott – so meint Johannes – sind wir ohnehin vereint. Schwierig ist es, eine Union von Menschen zusammenzuhalten. Wie wahr!

Religionsgemeinschaften bieten so eine Gelegenheit. Wenn sie jedoch nur jene zusammenhalten will, die ihr aus Tradition angehören, wird das auf Dauer nicht gut gehen. Jeder Einzelne in einer Gemeinschaft muss Verantwortung dafür übernehmen, dass sich die Gemeinschaft nicht abkapselt, oder diese Gemeinschaft nicht erstarrt, weil jede Erneuerung abgeblockt wird. Heutzutage, kommt mir vor, haben die Menschen sogar große Probleme mit der kleinsten Gemeinschaft, der Partnerschaft. Dennoch macht mir das nicht Angst, weil es sich wahrscheinlich wieder ändern wird. Nicht umsonst sprechen wir vom Wertewandel. Werte müssen sich nicht immer nur ins Negative wandeln.

Meine Religionsgemeinschaft – fälschlich wird ständig von Glaubensgemeinschaft gesprochen – hat mir von Kindesbeinen so viel gegeben, dass ich mich ihr zu tiefstem Dank verpflichtet fühle. Aber ich denke, dass ich auch meinen bescheidenen Beitrag leisten konnte und kann. Erst das schweißt zusammen. Ganz besonders denke ich an meine wunderschöne Ministrantenzeit in St.Othmar.

Was hält eine Gemeinschaft noch zusammen? Ich meine, die wichtigsten Zutaten einen festen Gemeinschaftsleim herzustellen, sind: Toleranz, Akzeptanz, gegenseitiges Verstehen bis hin zu Empathie, gemeinsame Ziele, Offenheit für neue Ideen, persönlicher Einsatz und eben die Liebe zu Gott. Für letzteres gilt: Die Liebe zueinander wächst dann von allein dazu.

Alles im Leben ist ein Geben und Nehmen. Viele fragen sich: Was kann mir die Kirche bieten? Was kann sie einem jungen Menschen geben? Nichts, und sie wenden sich ab. Kirche sind wir alle, alle ihre Glieder, die Gemeinschaft. Gibt es wirklich nichts, was wir anzubieten haben? Wir haben einen Pfarrer, der – sicherlich aufgrund seiner Jugend – junge Leute ansprechen kann. Tun wir das auch, oder sondern wir uns beleidigt ab mit der Bemerkung: Ja für die nimmt er sich Zeit, und uns lässt er links liegen. Die Zusammenführung von Jung und Alt, von Messhungrigen und sporadisch die Hl. Messe aufsuchenden, von alten und neuen Gesichtern, das sollte die größte Herausforderung unserer Kirchengemeinde sein. Dabei sind Jung und Alt, sind alle gefragt, nicht der Pfarrer. Wir wollen doch eins sein, oder nicht? Mit dem Pfarrer sind wir es hoffentlich ohnehin.

9. Juni – Pfingstsonntag, Joh 20, 19-23

Am Abend des ersten Tages der Woche, als die Jünger aus Furcht vor den Juden die Türen verschlossen hatten, kam Jesus, trat in ihre Mitte und sagte zu ihnen: Friede sei mit euch! Nach diesen Worten zeigte er ihnen seine Hände und seine Seite. Da freuten sich die Jünger, dass sie den Herrn sahen. Jesus sagte noch einmal zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Nachdem er das gesagt hatte, hauchte er sie an und sprach zu ihnen: Empfangt den Heiligen Geist! Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben; wem ihr die Vergebung verweigert, dem ist sie verweigert.

Ein vor einem halben Jahr erst jung 42 Jahre alt gewordener europaweit erfolgreicher Manager, Doktor der Wirtschaftswissenschaften und Jurist, Jahresgage so gegen 3,5 Millionen Euro, wurde soeben im Notarzwagen und mit Dauerton ins Spital gebracht; Grund: Hinterwandherzinfarkt. Der Mann, der jahrelang von einer Stadt der Erde zur andren gehetzt ist um Handelsverträge abzuschließen, Präsidenten und Wirtschaftsbosse zu beraten, er liegt reglos ans Bett gefesselt auf der Intensivstation, umgeben von zahlreichen Schläuchen, die an ihm angeschlossen zu Apparaturen führen. Er überlebt und kann nach zwei Monaten in die Rehabilitation wechseln. Diese augenscheinlich menschliche Katastrophe war jedoch nichts anderes als ein Schlüsselerlebnis für den gestressten Mann. Er hinterfragt sein vergangenes Leben und ändert es radikal. Zeit hatte er ja genug. Nicht dass er mit dem Arbeiten aufhört, ganz im Gegenteil: Er fängt an, Romane zu schreiben und nimmt sich vor, diese nie zu veröffentlichen sondern nur seinen Freunden zu schenken. Im Hinterkopf ist immer die Möglichkeit, seinen erlernten Beruf nochmals aufzunehmen, doch er ist finanziell mehr als abgesichert und glücklich mit dem, was er jetzt macht. Auch die Hausarbeit macht ihm sogar Spaß, und die gemeinsamen Urlaube mit seiner Frau. Mit Freude lernt er die jeweiligen Sprachen dieser Länder, er hat die

christliche Gemeinschaft entdeckt und arbeitet in der Pfarrgemeinde mit, seinen Freunden hilft er in ihren Geschäften im Lager und im Verkauf.

Jedes Schlüsselerlebnis kann eine Tür aufstoßen, muss es aber nicht, weil eine Entscheidung von uns verlangt wird: Will ich durch diese Tür gehen oder nicht. Ein Schlüsselerlebnis wird meist durch einen Geistesblitz oder durch ein starkes emotionales Erlebnis ausgelöst. Denken Sie an Schlüsselerlebnisse zurück! Gibt es welche! Welche sind das? Lesen Sie vorerst nicht weiter und denken Sie nach!

Zum Evangelium! Im Raum hinter der verschlossenen Tür sitzen mehrere verzagte Männer und wahrscheinlich auch Frauen. Das was uns diese Maria aus Magdala gesagt hat, ist noch nicht ganz gesickert. Der Verstand hemmt oft die Gefühle. (Das kennen wir alle.) Ein Toter soll lebendig sein? Plötzlich wird die Tür aufgestoßen. Sollte etwas für Gott unmöglich sein. Wir alle sind Juden. War Gott nicht stets an unsrer Seite? Hat er uns nicht oft errettet?

Die Menschen im Raum – vielleicht haben sie eifrig miteinander diskutiert – haben Jesus in ihre Mitte genommen, haben ihm Platz in ihren Seelen bereitet. Wenn das kein Schlüsselerlebnis war? Das, was ich jetzt geschrieben habe, sind für mich wirklich keine schönen Worte ohne jeglichen Hintergrund. Ich hatte schon einige Male in meinen Leben die Nähe Gottes gespürt. Das war so ein richtiges Fallenlassen in seine Arme. Jeder, der dies einmal erlebt hat, der weiß, wie gewaltig dieses darauffolgende Gefühl der Dankbarkeit und Demut für einen weiteren kleinen oder größeren Lebensabschnitt von Bedeutung sein kann. Da wurde auch ein Tor in einem aufgestoßen.

Wir wissen nicht, wie Jesus vor seinem öffentlichen Auftreten als Wanderprediger gelebt hat. Die wenigen Berichte der Evangelisten dürften der Lehre geschuldet oder überhaupt erst später eingefügt worden sein. Eines von Jesu augenscheinlichen Schlüsselerlebnissen mag die Begegnung mit dem Täufer gewesen sein. Ich will gar nicht daran denken, weil das auch gänzlich spekulativ ist, was Jesus für ein Leben geführt haben könnte, dass er es dann plötzlich auf einmal radikal ändert. Kehr um! Irgendwie erinnert mich das an jene Schlüsselerlebnisse, welche Saul aus Tarsus oder der reiche Sohn eines Tuchwarenhändlers aus Assisi gehabt haben mussten.

Es folgt bei den Jüngern das nächste Erlebnis dieser Art. Sicherlich sind auch ihm mehrere Diskussionsrunden vorausgegangen. Sollen wir uns weiter verstecken? Haben wir den Menschen nicht etwas anzubieten? Soll die Freiheitslehre unsres Meisters in geschlossenen Räumen verstauben oder sollten wir versuchen, sie andren Menschen nahezubringen? Jesu Tod selbst wird zu ihrem Schlüsselerlebnis. Wie Schuppen fällt es von ihren Augen.

Ein Schlüsselerlebnis kommt uns vor, als wäre es plötzlich auf uns hereingestürzt, weil wir es so stark empfinden, doch dabei vergessen wir, dass ihm viele kleine Erkenntnisse und wenig beachtete Erlebnisse vorausgegangen sind, die zum Ausbruch geführt haben; ähnlich einem Vulkanausbruch, dem einige Stadien vorausgehen. Saul, Francesco und andre quälten wahrscheinlich schon vorher Gewissensbisse. Ist es bei uns anders? Alles was passiert hat Gründe, nichts passiert grundlos. Diese Gründe sind ungemein vielfältig und können sich aus vielen winzigen „Gründchen“ zusammensetzen.

Die Jünger fallen von einem Schlüsselerlebnis ins andre. Was uns da Johannes erzählt, muss jedoch zeitliche Abstände gehabt haben, das geschah nicht an einem Ort innerhalb einer Stunde. So verstehe ich den meiner Meinung nach unglücklich gewählten Schluss dieser Bibelstelle, dem ich offen widersprechen möchte. Ich kann mir das nur so erklären, dass die Jünger – auch wieder nach angeregter Diskussion zu der Erkenntnis gelangt waren, aus der Position der Stärke heraus legitimiert, Menschen zu helfen, oder sie ins Verderben stürzen zu können. Ich denke, dass er später hinzugefügt wurde.

Was tun wir? Vergeben und Nichtvergeben stehen doch auch zumindest bei mir gelegentlich im Verhaltensmuster. Wenn ich jedoch von Jesus etwas gelernt haben sollte, dann wäre das die Vergebung, die Verzeihung. Genau das ist es, was mich am letzten Satz des heutigen Evangeliums stört, und ich frage mich: Hat Jesus irgendwann einmal nicht vergeben?

Meine Religionsgemeinschaft bietet mir verteilt übers Jahr drei besondere Hochfeste an, damit ich zwischen diesen Festen Material sammeln kann, welches ich aus jedem einzelnen Fest schöpfen konnte. Vielleicht kann es dann sein, dass sich nach Weihnachten, nach Ostern oder nach Pfingsten eine Tür öffnet, ein Schlüsselerlebnis mir einen andren geistigen Lebensweg zeigt. Ich wünsche es uns allen.

16. Juni – Dreifaltigkeitssonntag, Joh 16, 12-15

Noch vieles habe ich euch zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in die ganze Wahrheit führen. Denn er wird nicht aus sich selbst heraus reden, sondern er wird sagen, was er hört, und euch verkünden, was kommen wird. Er wird mich verherrlichen; denn er wird von dem, was mein ist, nehmen und es euch verkünden. Alles, was der Vater hat, ist mein; darum habe ich gesagt: Er nimmt von dem, was mein ist, und wird es euch verkünden.

Lesen Sie diesen Text gewissenhaft! Verstehen Sie ihn? Ich begreife ihn nicht, aber das lese ich heraus, dass mit Krampf getrennt, was schließlich zum Ganzen

zusammengeführt wird. So gesehen ist was dran. Als Kind habe ich gern zerlegt, um das Ding daraufhin zusammenzubauen. (Meistens ist mir der eine oder andere Teil übrig geblieben, sodass mir mein Vater helfen musste.) Ich wollte ganz einfach den Bauplan durchschauen. Dem Autor des Evangeliums geht es offenbar genauso; er möchte verstehen, wie Gott gebaut ist. Wer möchte das nicht? Aber ich denke, wenn ich Gott verstünde, verlöre ich einen gewaltigen Schatz: Den Glauben. Wir sollten vielmehr Gott in uns und unseren Mitmenschen suchen. Dann passen all die menschlichen Attribute, die wir ihm geben.

Es stimmt, dass der „Geist der Wahrheit“ uns keine Ruhe lässt. Obwohl ich weiß, dass es die absolute Wahrheit für mich nicht gibt, strebe ich danach, sie zu finden. Gerade das macht doch unser Leben spannend. Vielleicht erfahre ich die Wahrheit tatsächlich einmal. Aber solange muss ich mich mit der Hoffnung auf ihre Erlangung begnügen.

Es steht fest, dass die Trinität ein theologisches Konstrukt ist, das sich im Laufe von Jahrhunderten entwickelt hat. In der Dreifaltigkeitslehre geht es um zum Teil seltsame Begriffe wie „wesenseins“, „drei Personen in einer“, „drei Substanzen“, ...

Ich möchte den Versuch unternehmen, drei Ansätze (es gibt natürlich viel mehr) zu formulieren, wie Trinität erklärbar sein könnte, und zwar: 1. die naturwissenschaftlich, historisch-philosophische, 2. die bildhafte und 3. die emotional-religiöse.

1. Die Naturwissenschaft erklärt uns allgemein verständlich, dass vor dem Urknall ganz einfach NICHTS war. Es gab kein Licht und daher keine Zeit, es gab keine Materie, da diese ja in einem unendlich winzigen Punkt komprimiert war. Was jedoch da verdichtet war, war NICHTS, denn sonst müsste es ja schon vor dem NICHTS dagewesen sein. NICHTS ist für uns Menschen nicht fass- oder begreifbar. Daher geben wir diesem NICHTS einen Namen: GOTT. Das ist aber nur ein anderer Begriff, ein anderer Name; er ändert nichts daran. Seit Urzeiten verehren Menschen Götter. Zuerst waren es die Naturgötter in den bedrohlichen Elementen. Im Grunde genommen haben die Menschen im lodernden Feuer, dem grellen Blitz NICHTS gesehen, und das dürfte ihnen genügt haben; eine ganze Reihe von NICHTS entstand. Später wurde das NICHTS in Form von Statuen und sonstigen Abbildungen sichtbar. Ja, das antike griechische NICHTS wandelte in Menschengestalt sogar auf der Erde, strafte und erschreckte, vergewaltigte sogar Menschenkinder. Aus dem NICHTS waren menschliche Wesen mit all ihren guten und schlechten Charaktereigenschaften geworden. Sogar Sterbliche erhoben sich zu NICHTS. Das Judentum hielt dagegen: NICHTS kann nicht abgebildet werden. Dennoch hatten auserwählte Personen Begegnungen mit dem NICHTS (GOTT). Aber von

NICHTS kann ich keine Mehrzahl bilden. Stimmt doch, oder können Sie von zwei oder mehreren NICHTS sprechen? Der Monotheismus war geboren.

Dann wird ein Kind in Nazaret geboren. Als junger Mann wird Jesus versuchen, den Menschen seiner Umgebung das NICHTS zu erklären, weil er begriffen hat, dass er aus dem NICHTS kommt. Auch er muss Bilder und menschliche Wesenszüge für sein NICHTS zur Hand nehmen; anders geht es nicht. Jesus stirbt nach kurzer Zeit seiner Lehrtätigkeit. Er hatte nicht nur Anhänger. Auf wundersame Weise hat er seine Anhänger immer noch, und mit der Zeit wird nicht nur seine Person, sondern auch sein Tod überhöht. Der Grund dafür dürften die vielen Griechen gewesen sein, denen die neue Lehre sinnvoll erschienen ist. Jetzt konnten sie ihrem „Namenlosen Gott“ (den hatten sie tatsächlich) einen Namen geben: JESUS, den das NICHTS auferweckt hat. Der Mensch Jesus ist ins NICHTS eingegangen.

Klingt es überzeugend, wenn ich behaupte, dass jenes Seelisch-geistige, das wir Bewusstsein nennen, ein Kind der Evolution ist? Ist jedoch alles aus dem NICHTS entstanden, so ist es auch die Seele. Da wir uns dessen bewusst sind, erahnen wir durch den „Geist dieses NICHTS“ das NICHTS; erahnen, nicht verstehen. Wir können NICHTS auch in unser Leben lassen, um dieses sinnvoller zu gestalten. Unsre Seele „kann“ dieses NICHTS, das ja genauso transzendent ist wie sie selbst, spüren. Der Dualismus bestimmt unser menschliches Wesen. Gerade aus dem Dualismus kann ich jedoch schließen, dass es das Gegenteil, die Singularität geben muss, eben das NICHTS (GOTT).

2. Jetzt wird es wesentlich einfacher! Betrachten wir ein Buch! Woraus besteht es? Es hat einen Umschlag, wobei die vielen Blätter darin durch einen Leim zusammengehalten werden. Auf den Seiten können wir die Buchstaben zu Wörtern, die Wörter zu Sätzen erlesen, die Sätze mit unsrem Verstand erfassen und den Sinn erkennen. Es besteht also aus dem Umschlag (Gott), der Seite (Jesus) und den sinnvollen Sätzen (Heiliger Geist). Was wir in der Hand halten, ist jedoch EIN Buch.

3. Jedes Mal, wenn ich die Geschichte von den drei Fischern lese, die ich bei Anthony de Mello gefunden habe, steigen in mir Tränen der Rührung auf. Ich werde sie so kurz wie nur möglich nacherzählen.

Ein Bischof besuchte eine Insel und ging ein wenig den Strand entlang. Da saßen drei Fischer und flickten ihre Netze. Die vier kommen ins Gespräch, und die Fischer verweisen stolz darauf, dass die Menschen auf dieser Insel schon vor Jahrhunderten missioniert worden waren. „Wir Christen!“, behaupteten sie stolz. Jetzt wollte der Bischof wissen, ob sie denn das Vaterunser kennen. „Was betet ihr?“, fragte er sie. Wir schauen zum Himmel und sagen: „Wir sind drei, du bist drei, sei uns gnädig!“ Man kann sich vorstellen, wie entsetzt der Gottesmann

war. Den ganzen Tag lehrte er den Fischern das Vaterunser, was nicht so einfach war. Aber schließlich beherrschten sie das Gebet, und der Bischof zog befriedigt weiter. Viele Monate später gelangte der Bischof wieder in die Nähe der Insel. Der Strand war noch zwei Kilometer entfernt. Da bemerkte er in etwa zweihundert Meter Entfernung von seinem Schiff ein kleines Fischerboot. Auch die Fischer erkannten den Bischof. „Bischof, Bischof!“, riefen die drei, sprangen aus ihrem Boot und liefen über das Wasser „Wir schnell zu dir kommen!“ Bald hatten sie das Schiff erreicht, und der Bischof fragte voll Ehrfurcht: „Was wollt ihr?“ „Wir so traurig, wir schönes Gebet vergessen. Du uns noch einmal lernen, bitte!“ Voll Demut antwortete der Bischof: „Geht, meine Freunde, und wenn ihr betet dann sagt: WIR SIND DREI, DU BIST DREI, HAB ERBARMEN MIT UNS!

Es geht nicht darum, die Trinität oder was immer zu verstehen. Ich denke, dass vielen Menschen, die an der Dreifaltigkeit „gebastelt“ haben, im Grunde auch nicht verstanden haben, was sie sich zusammensammeln. Das NICHTS ist auch nicht zu verstehen. Wie viele Autofahrer, wie viele Menschen am PC und an sonstigen Maschinen, verwenden und bedienen etwas tagtäglich, ohne von den innen liegenden Teilen und ihren Funktionen zueinander die geringste Ahnung zu haben? In diesem Sinne frage ich mich: Ist die Dreifaltigkeit für mich so wichtig?

23. Juni – 12. Sonntag im Jahreskreis, Lk 9, 18-24

Jesus betete einmal in der Einsamkeit, und die Jünger waren bei ihm. Da fragte er sie: Für wen halten mich die Leute? Sie antworteten: Einige für Johannes den Täufer, andere für Elija; wieder andere sagen: Einer der alten Propheten ist auferstanden. Da sagte er zu ihnen: Ihr aber, für wen haltet ihr mich? Petrus antwortete: Für den Messias Gottes. Doch er verbot ihnen streng, es jemand weiterzusagen.

Und er fügte hinzu: Der Menschensohn muss vieles erleiden und von den Ältesten, den Hohenpriestern und den Schriftgelehrten verworfen werden; er wird getötet werden, aber am dritten Tag wird er auferstehen. Zu allen sagte er: Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, der wird es retten.

Glauben Sie, dass Sie eine ehrliche Antwort erhalten werden, wenn Sie jemand fragen, was er von Ihnen hält? Zuerst einmal würden Sie beim Gegenüber Verlegenheit auslösen. In die Enge getrieben wird er ein übertrieben nettes aber halbherziges Kompliment über die Lippen bringen, schweigen oder lachen. Vielleicht käme die Gegenfrage: Was soll das?

Doch würden Sie überhaupt fragen? Hielten Sie so eine Frage nicht für überflüssig? Wir sind es doch gewöhnt, dass wir mit andren meistens über einen Dritten sprechen; aber nicht, wenn er dabeisteht. Wenn uns jedoch ein Tratsch über uns zu Ohren kommt, reizt es einen schon, dem andren auf den Kopf zuzusagen, was das Gerede über einen soll.

Ich kann mir vorstellen, dass so ein charismatischer Mensch wie Jesus meist im Mittelpunkt stand. Er war als Wanderprediger, aber auch als der Mensch bekannt, der die Menschen versteht. Von den einen geliebt, von den andren misstrauisch beäugt oder vielleicht sogar gehasst. Er bekommt den Tratsch mit, der hinter seinem Rücken abläuft. Da fragt er eben.

Interessant ist die These der Wiedergeburt; die Leute halten ihn für einen Propheten. Da steckt jedoch mehr dahinter. Propheten waren in den Augen der Juden so etwas wie die Mittler zwischen Gott und ihnen. Meist ging das so lange gut, solange das, was die Propheten von ihnen einforderten, leicht zu erfüllen war. Kehrt um, ihr sündiges Pack! Vergesst die Nächstenliebe nicht! Der Fluch Gottes komme über euch! Kümmert euch um die Armen! Was hilft euch euer Reichtum! Das kam nicht gut an. Einige wurden eingekerkert oder getötet (z. B. sei angeführt die Steinigung des Jeremia 580 v.u.Z.), doch kann in vielen Fällen angenommen werden, dass mit Prophetenmord die Tatsache gemeint ist, dass ihre Botschaft von den Juden ganz einfach nicht angenommen wurde.

Simon wird direkt. Er fasst seine Verehrung für Jesus und die der Jünger für ihren Meister zusammen, und er spricht das aus, was Jesus nicht hören will. Nahezu verzweifelt gebietet er ihnen ja den Mund zu halten. Das Hinausposaunen käme einem Todesurteil gleich. Jesus war ein Messias (aramäisch Meschiah) wie viele andre auch: ein Gesalbter. Wir sind auch Gesalbte. Jesus spürte wahrscheinlich schon längere Zeit, dass diese einfachen Menschen (Fischer, Bauern, ...) in ihm einen Helden sehen, der für politische Zwecke gut geeignet sei. Verständlich, denn sie alle sind Juden und daher mit ihrer politischen Religion aufgewachsen. Seine Worte sind voll Weisheit (manchmal verstehen sie diese nicht) und er wagt es, seine Stimme gegenüber der religiösen Macht zu erheben. Für die Juden hatte diese Bezeichnung also jene zusätzliche Bedeutung, sowie weckte sie auch die Erwartungshaltung auf einen Erlöser. Einen weltlichen Herrscher, der das Königtum Israel aufrichtet, in dem alle glücklich sind und ewiger Friede herrscht. Diese Erwartung konnte und wollte Jesus nicht bedienen. So verstehen wir die Reaktion; eine dezidierte Verneinung kann ich allerdings nicht daraus ablesen. Hält sich Jesus für einen geistigen Messias?

Haben Sie sich schon die Frage gestellt: Wer ist Jesus für mich? Ist er mein Erlöser? Hat er mich tatsächlich von meinen Sünden erlöst? Ist er der Sohn Gottes? Ist er selbst jener Gott, der in Menschengestalt auf die Erde gekommen

ist, um uns vom Tod zu befreien? Ist er ein Mensch wie du und ich? Ist er überhaupt eine historische Person? Ist er mein geistiger Messias?

Jesus verlangt immer wieder die Nachfolge. *Folge mir nach!* Da keimen die nächsten Fragen in mir auf. Meine ich, Jesus sei Gott in Menschengestalt, dann krümmt sich in mir alles zusammen. – Ich soll Gott nachfolgen? Wie soll das gehen, wenn ich ihn mir nicht einmal erklären kann? Dem historischen Menschen Jesus, ja, dem kann ich versuchen nachzufolgen; schwierig genug.

Das Kreuz, welches ich dabei tragen soll, ist mir nicht ganz klar, wenn ich es wörtlich verstehe. Wenn ich mir jedoch dieses Kreuz als Wegkreuz, als Kreuzung vorstelle, dann könnte das Kreuz Symbol für meine täglichen Entscheidungen sein. Entscheide ich mich für das Gute, ist meine Nachfolge wesentlich leichter. Entscheide ich mich für das Böse, wird mich vielleicht das schlechte Gewissen erdrücken, und auch eine Nachfolge nicht möglich sein. Ich werde zurückkehren und versuchen, auf dem Weg Jesu zu wandeln. Doch was bedeutet diese Nachfolge für mein Leben?

Jesus ist für mich ein außergewöhnlicher Mensch, aber nicht Gott. Was zeichnete ihn so aus? Er muss voll Empathie gewesen sein, ein Mann voll Geist, Verständnis und Gefühl, und er war unerschütterlich gläubig. Wie er intensiv auf Menschen eingehen konnte, so muss er auch sich selbst spürt haben. Wie er andre geliebt hat, so muss er sich selbst lieb gehabt haben. Diese Kraft muss er aus der Liebe zu Gott geschöpft haben. Jesus, wengleich von Johannes dem Täufer inspiriert, erhebt zugleich auch seine Stimme gegenüber den Mächtigen; er nimmt sich kein Blatt vor den Mund. Ungerechtigkeit ist ihm ein Gräuel. So sanft er zu Armen und Schwachen sein kann, so fest tritt er Besserwissern, Machtbesessenen und der Präpotenz gegenüber. Er ist ein Kämpfer für das Recht.

Die Formulierung „... verleugne sich selbst ...“ ist meiner Meinung nach unglücklich gewählt. Wenn ich meine Überzeugungen, meine Ideale, mich selbst hintanstelle, wie kann ich dann Jesus nachfolgen? Wie sehr wird diese Selbstverleugnung mit all ihren schrecklichen Folgen auch von meiner Kirche verlangt. Jesus – das behaupte ich – muss sich sehr geliebt haben. Nur so konnte er auch andre sehr lieben. „Wer mein Jünger sein will, nehme sich nicht zu wichtig, versuche den richtigen Weg zu gehen, dann folgt er mir nach!“

In Jesu Fußstapfen treten zu wollen kommt für mich einer Besteigung des Mt. Everest gleich. Ich muss mich aber täglich mit einem echten Bemühen begnügen und darf in der Ausdauer nicht nachlassen. Mir helfen Gebete, das Lesen in der Bibel und die Feier des Abendmahls dabei.

Immer wieder sollten wir Christen uns die Frage stellen, ob unsre Kultur, unsre Politik, unser alltägliches Leben noch den christlichen Werten im Sinne Jesu entsprechen. (siehe Bergpredigt; vor allem Mt 5, 3-12)

30. Juni – 13. Sonntag im Jahreskreis, Lk 9, 51-62

Als die Zeit herankam, in der er (in den Himmel) aufgenommen werden sollte, entschloss sich Jesus, nach Jerusalem zu gehen. Und er schickte Boten vor sich her. Diese kamen in ein samaritisches Dorf und wollten eine Unterkunft für ihn besorgen. Aber man nahm ihn nicht auf, weil er auf dem Weg nach Jerusalem war. Als die Jünger Jakobus und Johannes das sahen, sagten sie: Herr, sollen wir befehlen, dass Feuer vom Himmel fällt und sie vernichtet? Da wandte sich Jesus um und wies sie zurecht. Und sie gingen zusammen in ein anderes Dorf.

Als sie auf ihrem Weg weiterzogen, redete ein Mann Jesus an und sagte: Ich will dir folgen, wohin du gehst. Jesus antwortete ihm: Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann. Zu einem anderen sagte er: Folge mir nach! Der erwiderte: Lass mich zuerst heimgehen und meinen Vater begraben. Jesus sagte zu ihm: Lass die Toten ihre Toten begraben, du aber geh und verkünde das Reich Gottes! Wieder ein anderer sagte: Ich will dir nachfolgen, Herr. Zuvor aber lass mich von meiner Familie Abschied nehmen. Jesus erwiderte ihm: Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat und nochmals zurückblickt, taugt für das Reich Gottes.

Die Bibelstelle vom letzten Sonntag, die heutige und die der folgenden drei Sonntage handeln alle von der Nachfolge Christi. Für mich ist das irgendwie bedrohlich, weil das Bibelwort dieses Nachfolgen so schwierig, nahezu unmöglich, macht.

Um ein wenig den ersten Teil des heutigen Evangeliums zu verstehen, will ich vorerst auf die politisch-religiösen Zustände vor allem im Palästina des ersten Jahrhunderts eingehen. Noch weiter zurückblickend ist zu bemerken, dass selbst im Reich König Davids Stammesdenken im Vordergrund stand. Wir erkennen das schmerzlich auch heute in Libyen, wo Stammesdünkel den Arabischen Frühling zunichte gemacht haben. Zwölf israelitische Stämme (die zwölf Söhne Jakobs) teilten sich das Siedlungsgebiet auf. 100 Jahre vuz gab es noch mehrere Provinzen (Idumäa, Judäa, Schomron, Peräa, die Dekapolis und Galiläa). Zur Zeit Jesu waren Idumäa und Judäa verschmolzen, nördlich davon lag Schomron (Samaritanen) und das nördliche Ende hin zur syrischen Provinz bildete Galiläa; östlich des Jordan blieben Peräa und die Dekapolis (Gegend der zehn Städte). Galiläa war das Armenviertel Palästinas, Samarien die geächtete Provinz und Judäa das religiös-politische Machtzentrum. Wahrscheinlich waren damals jede

Menge Witze im Umlauf, wie das heute noch mit den Burgenländern oder den Vorarlbergern der Fall ist.

Aus dem Zerfall des Reiches nach Salomos Tod (931 v.u.Z.) zerfiel das israelitische Stammesgebiet in das Nordreich Israel und in das Südreich Juda. 926 v.u.Z. spalteten sich die nördlichen zehn Stämme vom Königshaus David ab. Samaria wurde die Hauptstadt des Nordreichs. Die Samariter lehnten den Tempelkult in Jerusalem ab und opferten auf dem Berg Garizim. Obwohl sie sich alle zu dem einen Gott ihrer Väter bekannten, waren die beiden Volksgruppen uneins, und Samariter wurden von den Führern des Südreichs wie Religionslose gesehen. Damals wie heute gefährliche Machtspiele.

Jesus will also von Galiläa nach Juda. Er nimmt nicht den weiten Weg über die Dekapolis sondern den durch Samarien. Aha, da will einer zu ihren Feinden nach Jerusalem wandern? Soll er, aber in unsren Häusern hat er nichts verloren. Auch ein Wanderprediger muss essen, sucht eine Bleibe. Ich denke, in Jesu Gefolge waren Frauen und Männer, die bestimmte Aufgaben zu erfüllen hatten, nicht nur Quartier zu finden, sondern Essen zu besorgen und zuzubereiten. Wahrscheinlich wurden auch Spendengelder gesammelt. Jesus dürfte nichts mit der üblichen Voreingenommenheit gegenüber Samaritern am Hut gehabt haben, doch er erzwingt auch keine „Verbrüderung“. Jedenfalls spielen die Samariter bei ihm eine große Rolle.

Im zweiten Teil des heutigen Evangeliums geht es um Jesu Nachfolge. Im ersten Moment wirkt dieser Text verstörend auf uns. Will Jesus gar nicht, dass wir ihm nachfolgen? Warum legt er uns solche Prügel in den Weg?

Die Toten, die Familie, die Landwirtschaft haben eines gemeinsam. Wissen Sie was es ist? Ich nenne nur einen Begriff: Verbundenheit. Zu kaum jemand fühlen wir uns mehr verbunden als zu unsren Toten, zu unsrer Familie, zu dem, was uns ernährt; was aus Grund und Boden wächst durch unsrer Hände Arbeit. Der Pflug lässt sich auch noch anders deuten. Mit ihm werden gerade Linien gezogen, die in eine Richtung verlaufen.

Zum Begriff „verbunden sein“ gehört das Gegenteil: Loslassen. Jesu Kriterium für seine Nachfolge ist das Loslassen und ein Umkehren auf einen andren Weg. Im Pflug können wir auch alle unsre irdischen Güter sehen, die uns zur Last werden. Loslassen ist jedoch eins der schwierigsten Dinge in unsrem Leben. Wer loslässt begibt sich gleichsam in den Zustand des „Freien Falls“, und er weiß nicht, wo er landet, was dabei herauskommt.

Sie kennen alle die bildhaften Geschichten vom Loslassen und von einem der uns immer auffängt, der uns immer begleitet: Unser Fallen in Seine Arme und die fehlende Spur im Sand, während Er uns getragen hat.

Nachfolge Jesu erfordert das bedingungslose Vertrauen auf Gott, meine ich.

7. Juli – 14. Sonntag im Jahreskreis, Lk 10, 1-9

Danach suchte der Herr zweiundsiebzig andere aus und sandte sie zu zweit voraus in alle Städte und Ortschaften, in die er selbst gehen wollte. Er sagte zu ihnen: Die Ernte ist groß, aber es gibt zu wenig Arbeiter. Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden. Geht! Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Nehmt keinen Geldbeutel mit, keine Vorratstasche und keine Schuhe! Grüßt niemand unterwegs! Wenn ihr in ein Haus kommt, so sagt als erstes: Friede diesem Haus! Und wenn dort ein Mann des Friedens wohnt, wird der Friede, den ihr ihm wünscht, auf ihm ruhen; andernfalls wird er zu euch zurückkehren. Bleibt in diesem Haus, esst und trinkt, was man euch anbietet; denn wer arbeitet, hat das Recht auf seinen Lohn. Zieht nicht von einem Haus in ein anderes! Wenn ihr in ein Haus kommt und man euch aufnimmt, so esst, was man euch vorsetzt. Heilt die Kranken, die dort sind, und sagt den Leuten: Das Reich Gottes ist nahe. Wenn ihr aber in eine Stadt kommt, in der man euch nicht aufnimmt, dann stellt euch auf die Straße und ruft: Selbst den Staub eurer Stadt, der an unseren Füßen klebt, lassen wir euch zurück; doch das sollt ihr wissen: Das Reich Gottes ist nahe. Ich sage euch: Sodom wird es an jenem Tag nicht so schlimm ergehen wie dieser Stadt.

Ich denke, so wie die Kindheitsgeschichte von Matthäus (Lukas hat sie bloß eine wenig ausgeschmückt) eine reine Erfindung des Evangelisten ist, könnte es sich hier ebenfalls um eine Übertragung handeln. Das ist natürlich nur meine Vermutung. Woher ich sie nehme?

Jesus war – so glaube ich jedenfalls – kein Missionar, obwohl er im Gegensatz zu Johannes zu den Menschen ging, auf die Menschen zuing; Johannes war sozusagen gefesselt an den Ort, wo er taufte; die Menschen kamen zu ihm. Jesus, der Unstete: Warum sollte er auf einmal die Jünger zur Mission aussenden?

In der „großen Ernte“ steckt der Wunsch nach Erweiterung der neuen religiösen Gemeinschaft nach dem Tod ihres Meisters. Zuerst waren sie ängstlich, doch diese Schlüsselerlebnisse, die sie erlebten, hauchten ihnen neues Leben ein. Unter sich zu bleiben, ist ihnen zu wenig. Da draußen laufen viele Menschen orientierungslos herum.

Sie erinnern sich an die Worte Jesu vom Loslassen; kein Geldbeutel, keine Vorräte sollen sie dabei behindern. Sie lassen auch die Schuhe weg um zu zeigen, sie sind Sklaven des Herrn, Diener der Sache Jesu. Damals verstehen sie

das Wort Missionierung noch richtig. Sie lassen sich annehmen anstatt zu nehmen, den andren einzunehmen, wie es die Missionare und christlichen Eroberer später getan hatten. Nein, die Freunde Jesu nehmen nicht einmal den Staub der widerspenstigen Stadt mit, der an ihren Füßen klebt.

Sie senden den Frieden aus. Wenn ihn einer nicht entgegennehmen will, so ist der Friede ja nicht verloren sondern kehrt unverzüglich zum Sender zurück. Der Friede in der Geborgenheit in Gott erlischt niemals in ihnen. Auch die Zuversicht auf das nahende Reich Gottes war noch sehr stark. Das ermutigte, die Nachfolge Jesu anzutreten.

Das Loslassen von Geld und Vorrat, war damals, wo fast alle Menschen ohnehin nicht viel hatten, natürlich wesentlich leichter. Heute wäre es wohl nicht gut möglich ohne Wäsche zum Wechseln, ohne Geld für die Herbergen und ohne Vorbestellung des Quartiers, einen Jakobsweg zu unternehmen. So ist er auch nicht gedacht, da es dabei um einen geistigen Weg geht. Den kann sogar jedermann erleben, ohne den Ort zu wechseln, wenn jemand das will.

Selbstverständlich gehört noch etwas Wichtiges dazu. Es ist die Überzeugung, das Richtige zu tun. Diese Einstellung birgt die größte Gefahr dabei. Alle Christen sind dazu aufgerufen das Christentum zu verbreiten. Und die Anleitung dazu gibt uns eben das heutige Evangelium.

Die weitaus größte Gruppe der heutigen Christen dürfte sich eher verkriechen wollen, als irgendwo von der Bibel, von Jesus oder vom Christsein, geschweige denn von Messbesuchen zu erzählen. Sogar in einem Land, in dem (noch) die Mehrzahl der Menschen einen gültigen Taufschein haben (5,3 Millionen in Österreich). Müssen wir uns schämen, Christ oder praktizierende Katholik zu sein?

Zum Glück gibt es nur mehr eine verschwindend kleine Gruppe von Christen, die sich heute noch wie die Missionare aus der dunkelsten Zeit versteht. Die versuchen mit übertriebener Frömmerei sich in eine Vorrangstellung zu bringen oder ihren (zum Teil) religiösen Fundamentalismus mit allen Mitteln andren aufzwingen wollen. Das kann nur abstoßen.

Wir lächeln – zum Teil zu Recht – über die äußeren Zeichen, mit denen Menschen anderer Religionsgemeinschaften ihre Mitgliedschaft öffentlich zeigen und ärgern uns, wenn das demonstrativ geschieht. Wir tun dies jedoch, weil wir die christlichen Symbole abgelegt haben. Nicht einmal ein Priester ist an einem Zeichen oft gleich zu erkennen. Uns wurden diese äußeren Zeichen fremd, und befremdlich ist es auch, wenn ein Populist Kreuz schwingend auf Stimmenfang geht und Menschen recht unchristlich behandelt, die bei uns Schutz gesucht

haben. Da haben wir in unsrem ach so christlichen Österreich großen Aufholbedarf in der echten Nachfolge Jesu.

Aber sind äußere Zeichen so wichtig? Uns Christen sollte jeder an unsren Taten erkennen – siehe Bergpredigt.

14. Juli – 15. Sonntag im Jahreskreis, Lk 10, 25-37

Da stand ein Gesetzeslehrer auf, und um Jesus auf die Probe zu stellen, fragte er ihn: Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen? Jesus sagte zu ihm: Was steht im Gesetz? Was liest du dort? Er antwortete: <Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit all deiner Kraft> und all deinen Gedanken, und: <Deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst.> Jesus sagte zu ihm: Du hast richtig geantwortet. Handle danach und du wirst leben. Der Gesetzeslehrer wollte seine Frage rechtfertigen und sagte zu Jesus: Und wer ist mein Nächster?

Darauf antwortete ihm Jesus: Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho hinab und wurde von Räubern überfallen. Sie plünderten ihn aus und schlugen ihn nieder; dann gingen sie weg und ließen ihn halb tot liegen. Zufällig kam ein Priester denselben Weg herab; er sah ihn und ging weiter. Auch ein Levit kam zu der Stelle; er sah ihn und ging weiter. Dann kam ein Mann aus Samarien, der auf der Reise war. Als er ihn sah, hatte er Mitleid, ging zu ihm hin, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie. Dann hob er ihn auf sein Reittier, brachte ihn zu einer Herberge und sorgte für ihn. Am anderen Morgen holte er zwei Denare hervor, gab sie dem Wirt und sagte: Sorge für ihn, und wenn du mehr für ihn brauchst, werde ich es dir bezahlen, wenn ich wiederkomme. Was meinst du: Wer von diesen dreien hat sich als der Nächste dessen erwiesen, der von den Räubern überfallen wurde? Der Gesetzeslehrer antwortete: Der, der barmherzig gehandelt hat. Da sagte Jesus zu ihm: Dann geh und handle genauso!

Im 5. Buch Mose, dem Deuteronomium, 5. Kapitel, Vers 6, steht die richtige Antwort, die der Gesetzeslehrer Jesus gab. Diese beiden Gebote sind die Grundlage aller drei montheistischen Religionen. Ein „ewiges“ Gesetz könnte man es nennen, und es kommt grundsätzlich in sämtlichen Religionen vor. Von Gott inspiriert? Von der Universalität her könnte man dem Glauben schenken.

„Mit ganzem Herzen, aus ganzer Seele und mit all den Gedanken!“, ist ein Auftrag, den ein Mensch nie erfüllen wird können. Nie? Schreiben wir nicht Jesus diese Fähigkeit zu? Ja, und zwar dem Menschen Jesus. Mich beruhigt das kleine Wörtchen „sollst“; es heißt nicht: Du musst. Für mich schließt dieses „Du sollst ...“ mit ein, dass es sich um ein Bemühen, um eine tagtägliche Übung handelt, die auch einmal nicht gelingen wird.

Welchen Stellenwert hat Gott für mich in meinem Leben? Kann ich ihn und auch meinen Nächsten tatsächlich lieben? Wie stellt sich diese Liebe dar?

Keines der beiden Gebote kann allein für sich gelten. Sie gehören zusammen und begründen einander. So gesehen wird es mit der Liebe zu Gott schon leichter. Lukas lässt Jesus eine Geschichte erzählen, mit der erklärt wird, was mit diesen Geboten gemeint ist.

Es gibt eine Studie zur Erforschung der Zivilcourage, von der ich vor einigen Monaten in der Zeitung las. Zwei junge Schauspielerinnen inszenieren im Park einen handfesten Streit, bei dem Gewalt angedroht wird. Das Ergebnis war, dass von 158 Zeugen dieses Ereignisses, nur zwei so viel Mut bewiesen haben, einzuschreiten und zu fragen, ob sie vielleicht helfen könnten. Übrigens waren die zwei mit Verantwortungsgefühl jung und weiblich. Ich entsetzte mich nicht darüber sondern fragte mich: Wie hättest du gehandelt. Es braucht aber gar keine Schauspieler, denn es genügt ein Verkehrsunfall, der Schwächeanfall einer Person, der verzweifelte Blick einer Mutter mit Kinderwagen angesichts von zwanzig Stufen oder das hilflose Suchen der alten sehbehinderten Dame nach einem Produkt im Supermarkt.

Freilich kann ich nicht alles bemerken. Darum geht es ja auch nicht. Doch was, wenn ich sehe, dass jemand Hilfe braucht? Eigenartigerweise – so erklärt die Studie – kommt es auf die Anzahl der zugleich anwesenden Personen an. Sind es mehrere nimmt die Hilfsbereitschaft rapide ab. – Warum ich, sind genügend andre da?

In der Geschichte gehen ein Priester und ein Levit (Jener der beim Lesen der Tora den Vortritt hatte, für den eigene Gesetze und Vorschriften im Judentum galten.) Der dritte ist der in die Geschichte eingegangene Samariter. Gerade der Samariter, der bei den Juden fast schon als Ungläubiger galt, ein Abtrünniger; er hilft.

Er geht nicht hin und sagt: Oh, du tust mir aber leid. Er fragt nicht einmal, ob er helfen soll oder kann. In der Geschichte ist zwar von Mitleid die Rede, doch ich finde, dass dieser Begriff zu wenig ausdrückt, weil es viel mehr ist. Außerdem deckt Mitleid nur die negative Seite ab. Was ist mit „Mitfreude“? Der Mann zeigt Zivilcourage. Selbst barmherzig möchte ich sein Verhalten nicht nennen. Er tut, was ihm sein Herz sagt. Somit liebt er mit seinem ganzen Herzen. Was für mich bei dieser spontanen Hilfe am besten zutrifft ist der Begriff Empathie. Er fühlt gleichsam den Schmerz des andren in seinem eigenen Körper.

Bei einem empathischen Menschen stehen Gefühl und Verstand genau im richtigen Verhältnis zueinander. Weder das Gefühl noch der Verstand dürfen

überwiegen, finde ich. Zu dieser perfekten Mischung sind nur wir Menschen fähig. Ist die Empathie das Göttliche in uns? Wie sehr sind ein Arzt, ein Lehrer, ein Krankenpfleger, ein Priester, ein Politiker, ja im Prinzip wir alle, gefordert die richtige Mischung zu finden. So mancher Politiker oder Priester zum Beispiel sollte sich immer wieder fragen: Habe ich noch den Draht zum Volk, zum gewöhnlichen Staatsbürger oder Christen? Wie sehr kann ich mich in deren Lage hineinversetzen?

Erinnern Sie sich an das Beispiel mit der sehbehinderten Dame im Supermarkt? Im Bruchteil einer Sekunde passiert Unglaubliches. Meine Augen bemerken die Frau, mein Verstand erkennt die Zusammenhänge zwischen Blindenschleife, Alter und Suchen. Nachdem ich den Schluss gezogen habe, werde ich mich nicht gleich zum Handeln entschließen. Ich muss noch etwas Wichtiges davor einschieben, sonst passiert mein Handeln nicht. Was ist das? Richtig, ich habe mich selbst in die Lage der alten Frau zu versetzen – mein Gefühl und mein Verstand sind in ihr. So eigenartig es klingt: Ich habe an mich selbst gedacht, und daran, wie es mir gerade erginge. Jetzt kann ich erst tätig werden oder auch nicht. Eine Entscheidung wird mir abverlangt. Helfe ich oder helfe ich (vielleicht mit einem schlechten Gewissen) nicht. Aber keine Angst, dass uns das Gewissen bei unsrer Untätigkeit lang drückt. Schnell haben wir eine Ausrede parat.

Empathie ist also gleichsam ein Hineinschlüpfen in eine andre Person. Nur dann kann ich Mitempfunden; und zwar mit dem Glück oder mit dem Leid dieses Menschen. Verliebten gelingt das oft spielend. Da verschmilzt die Selbstliebe mit der Nächstenliebe zu Empathie. *Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!*

Denken wir nach, wann wir das letzte Mal empathisch waren, wo nicht ein Funken von Neid meine Mitfreude mit jemand andren, Gedanken wie „Na, ja!“ beim Mitleid mit jemand andren, getrübt haben! Wann bin ich das letzte Mal Jesus nachgefolgt?

21. Juli – 16. Sonntag im Jahreskreis, Lk 10, 38-42

Sie zogen zusammen weiter und er kam in ein Dorf. Eine Frau namens Marta nahm ihn freundlich auf. Sie hatte eine Schwester, die Maria hieß. Maria setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seinen Worten zu. Martha aber war ganz davon in Anspruch genommen, für ihn zu sorgen. Sie kam zu ihm und sagte: Herr, kümmerst es dich nicht, dass meine Schwester die ganze Arbeit mir allein überlässt? Sag ihr doch, sie soll mir helfen! Der Herr antwortete: Marta, Marta, du machst dir viele Sorgen und Mühen. Aber nur eines ist notwendig. Maria hat das Bessere gewählt, das soll ihr nicht genommen werden.

Jedes Mal wenn ich diese bekannte Bibelstelle höre, bin ich unangenehm berührt. Geht es Ihnen auch so?

Marta und Maria repräsentieren ein Gegensatzpaar, deren Protagonisten nicht unterschiedlicher sein können. Gegensätze aufzuzeigen, sind offenbar ganz besonders dem Lukas wichtig: Arm und Reich, Friede und Zwietracht, Gut und Schlecht, Treue und Verrat; sie werden uns in diesem Kirchenjahr noch begegnen. Zurück zum heutigen Evangelium?

Im ersten Moment fühle ich mich in jene Marta versetzt. Da kommt ein Gast, und ich wiesle herum, koche Kaffee, schau nach, ob ich zumindest Manner-Schnitten in der Lade finde. Ich denke: Das ist doch das Gebot der Gastfreundschaft. Ich habe allerdings nicht bedacht, ob mein Gast überhaupt gern Kaffee (vor allem meinen Kaffee) trinkt oder solche Schnitten mag. Nun gut, vielleicht habe ich ihn wegen des Kaffees gefragt. Ganz gleich! Was ich getan habe, ich habe mich an eine Gesellschaftsregel gehalten und in keiner Weise über die Bedürfnisse des Gastes nachgedacht. Vielleicht wollte ich ihn nicht bedrängen und habe nicht einmal danach gefragt, weshalb er mich mit seinem Besuch beehrt.

Gut, wer mich kennt, der weiß, dass obige Geschichte von mir frei erfunden ist. Tatsache ist, dass mich aber manchmal erst meine Frau daran erinnern muss, meinem Gast etwas aufzuwarten.

Wie in den vorangegangenen Evangelien geht es auch heute um die Nachfolge Jesu. Bei dieser Bibelstelle ist meiner Meinung nach daher auch das Loslassen von Bedeutung. Wir wissen schon, eine Nachfolge Jesu ohne ein Loslassen ist nicht möglich.

Heute geht es um das Loskommen aus der Geiselhaft von Conventionen, die wir widerwillig und oft aus einem eigenartigen Drang heraus befolgen. Sie kennen das alles. Meist beginnt so ein Zwang mit: Ich kann doch nicht... Wie steh ich dann vor den andren da. Das tut man doch nicht! Mit der alten Hose gehst du in die Kirche?! Und so fort. Die Etikette mag schon auch ihre Bedeutung haben, und ich werde nicht provokant in einem Hemd voller Löcher zur Promotion kommen. Den feierlichen Anlass möchte ich ja feierlich begehen. Darum geht es auch nicht. Es geht um jene Regeln, die aus reiner Tradition und eben aus einem Zwang heraus, eingehalten werden müssen.

Ich kann mich noch erinnern, dass ich in der Anfangszeit als Lehrer nie ohne Krawatte unterrichtet habe; sie war Pflicht. Als es einmal draußen 32 Grad und in meinem südseitig gelegenen Klassenzimmer weit über 45 hatte, bat ich die Direktorin, meine Krawatte abnehmen und das Sakko ausziehen zu dürfen. Ich

bat sie; sie erlaubte es. Rechte und Pflichten wandeln sich zum Glück im Lauf der Zeit.

Ein zweites amüsanter Erlebnis hatte ich in meiner Zeit als Schulleiter. Immer, wenn es meine Kanzleiarbeit erlaubte, arbeitete ich in der Werkstatt, wo ich Unterrichtsmaterial für meine Kolleginnen herstellte. Eines Tages kam ich in meinem Arbeitsmantel, den großen Schlüsselbund in der Hand, in die Aula. Stand da ein mir unbekannter Herr und fragte mich, ob ich wüsste, wo der Direktor ist. Als ich ihn schmunzelnd aufklärte, war er sehr verlegen.

Es sollte immer mehr auf das Erkennen der inneren Werte eines Menschen ankommen. Das würde uns eine Nachfolge Jesu vielleicht erleichtern. Wie sehr waren die Juden von ihren religiösen Führern eingeengt worden, überflutet von Gesetzen, und das zum Teil heute noch. Als Beispiel nur die Sabbatregel. Einen Bereich dieser Regel umfasste sogar die Distanz, die ein frommer Jude am Sabbat zurücklegen durfte; und ja keinen Schritt mehr (nur 1½ Meilen durften an diesem Tag gegangen werden), Jesus kümmert sich nicht darum, verstößt gegen ein unsinniges Gesetz, weil es unmenschlich und dumm ist.

Wie sehr hat mich meine Kirche im Verlauf ihrer zweitausendjährigen Geschichte mit Gesetzen, Verboten und Dogmen zugepflastert. Wie in Kirche so auch im Staat werden Verordnungen erlassen, die, nicht exekutierbar, zahnlos sind. Ich habe das Gefühl, sie sind nur da, um gewissen Hardlinern im Vatikan sowie Juristen einen Arbeitsplatz zu verschaffen. Zum Evangelium!

Dass Marta für den Gast kocht, wäre weiter nichts Besonderes, wenn sie ihre Aufgabe darin sähe, es mit Freude und in Zufriedenheit zu tun. Doch sie ärgert sich, dass Maria nichts tut. Zumindest in den Augen der Marta sitzt sie tatenlos herum. Tut sie wirklich nichts? Dazu komme ich später. Marta hätte keinen Grund, sich zu kränken, wenn sie nicht ihre Arbeit wirklich gern erledigt hätte, und nicht deshalb, um sich einer traditionellen Gastregel zu verpflichten, die eben zu erledigen sei. Darin ist sie gefangen, kann nicht loslassen und macht andre dafür verantwortlich. Offenbar weiß sie sich gegenüber ihrer Schwester nicht zu helfen, Traut sie sich nicht, ihr offen ins Gesicht zu sagen, was sie sich denkt? Sie schaltet Jesus dazwischen, mehr noch, sie meint, dass er Schuld hätte an ihrem Dilemma. Wieso merkt er nicht, dass ich für ihn schufte, während die Faule ihm die Augen verdreht?

Nach all diesen Überlegungen, will ich mich nicht mehr mit dieser Marta eins fühlen. Vielleicht auch, weil vieles an ihrem Verhalten an mich selbst erinnert. Maria wird mir sympathischer. Sie hängt an den Lippen Jesu. Womöglich hat er ihr soeben erklärt, dass am Beginn für seine Nachfolge das Loslassen stehen muss. Schade, dass Marta so beschäftigt war. Maria hat sich eben *für das Bessere entschieden*.

28. Juli – 17. Sonntag im Jahreskreis, Lk 11, 1-13

Jesus betete einmal an einem Ort; und als er das Gebet beendet hatte, sagte einer seiner Jünger zu ihm: Herr, lehre uns beten, wie schon Johannes seine Jünger beten gelehrt hat. Da sagte er zu ihnen: Wenn ihr betet, so sprecht: Vater, dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Gib uns täglich das Brot, das wir brauchen. Und erlass uns unsere Sünden; denn auch wir erlassen jedem, was er uns schuldig ist. Und führe uns nicht in Versuchung.

Dann sagte er zu ihnen: Wenn einer von euch einen Freund hat und um Mitternacht zu ihm geht und sagt: Freund, leih mir drei Brote; denn einer meiner Freunde, der auf Reisen ist, ist zu mir gekommen, und ich habe ihm nichts anzubieten!, wird dann etwa der Mann drinnen antworten: Lass mich in Ruhe, die Tür ist schon verschlossen und meine Kinder schlafen bei mir; ich kann nicht aufstehen und dir etwas geben? Ich sage euch: Wenn er schon nicht deswegen aufsteht und ihm seine Bitte erfüllt, weil er sein Freund ist, so wird er doch wegen seiner Zudringlichkeit aufstehen und ihm geben, was er braucht.

Darum sage ich euch: Bittet, dann wird euch gegeben; sucht, dann werdet ihr finden; klopft an, dann wird euch geöffnet. Denn wer bittet, der empfängt; wer sucht, der findet; und wer anklopft, dem wird geöffnet. Oder ist unter euch ein Vater, der seinem Sohn eine Schlange gibt, wenn er um einen Fisch bittet, oder einen Skorpion, wenn er um ein Ei bittet? Wenn nun schon ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gebt, was gut ist, wie viel mehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist denen geben, die ihn bitten.

Ich bitte Sie, den nachfolgenden Text zu lesen, auch wenn Sie den Sinn vielleicht nicht verstehen, und achten Sie darauf, die Endungen jeweils langzuziehen sowie die „ch“ tief im Hals auszusprechen (gleichsam einem Schnarchen).

Abwun debaschmaja nethkadasch schmach tetei malkutach nechwej sebyonoch aikano debaschmajof bairo hablan lamo dsunkonan jawmoni waschtulan howbain watohain aikano doff hnanschwoch il laubain metol delohe amlkuto on haylo on teschboto loalam olen. Amin!

Was Sie nun gelesen haben, ist das Vaterunser in der Sprache (hier Lautsprache), wie es Jesus wahrscheinlich gesprochen hatte. Das Aramäische als semitische Sprache kennt keine Selbstlaute, was die notwendige Vokalbildung zwischen den Konsonanten nicht gerade einfach macht. Sage ich zwischen einem n und einem t ein a, so heißt das nat, bei einem e jedoch net, usw. Aber darauf kommt es nicht an. Mir stellen sich jedes Mal, wenn ich diesen Text auf „Aramäisch“ lese, die Nackenhaare auf. Jesus hatte ihn so „ähnlich“ gesprochen. Das ist doch etwas ganz Besonderes.

Jetzt wollen Sie sicherlich eine Übersetzung lesen. Auch die ist nicht einfach, weil im Aramäischen ein Wort viele verschiedene Bedeutungen haben kann. Dennoch wurden Versuche unternommen, dieses Abwun debaschmaja in eine deutsche Fassung zu bringen, die ich irgendwo gelesen habe. Hier der Text!

O Gebälerin! Vater – Mutter des lebendigen Kosmos, mache Raum in uns, damit Dein Name leben kann! Erschaffe Dein Reich der Einheit jetzt! Lass Deinen Willen mit unsrem verschmelzen, dass Himmel und Erde eine neue Schöpfung bilden! Gewähre uns täglich, was wir an Brot und Einsicht brauchen! Löse die Knoten unsrer Fehler, die uns binden, so wie wir loslassen und vergeben, was andre getan haben! Lass durch oberflächliche Dinge uns nicht irreführen, sondern befreie uns von dem, was uns zurückhält! Aus dir kommt der kosmische Wille, die Lebenskraft und das Lied, das alles verschönert und von Zeitalter zu Zeitalter erneuert. Amen!

Schön, nicht war? Wie armselig klingt dagegen unser Vaterunser, noch dazu, dass das Wort „irreführen“ im Deutschen ganz falsch verwendet wird. Wir sollen uns nicht selbst durch oberflächliche Dinge oder durch andre irreführen lassen. Nicht Gott führt in die Irre; es sind die oberflächlichen Dinge. Was beten wir hingegen: „Und führe uns nicht in Versuchung.“ Ich habe gelesen, dass Papst Franciscus auf diese Formulierung im Deutschen ein Auge geworfen hat und eine Änderung auf: „Und führe uns aus der Versuchung“ verlangt. Wie lang wird es dauern, bis die deutschsprachigen Bischöfe reagieren. Das kann doch nicht so schwierig sein.

Schmerzlich zeigt es mir, wie alteingesessene Rituale – gemeinsames Gebet ist für die meisten Menschen eine Gewohnheit – wie schwer diese aus den Köpfen gehen. Es gibt zu viele Gebetspassagen, deren Sinn, einfach nicht hinterfragt sondern nachgeplappert wird. Allgemeine Gebete und Gebetsformeln sind Teil des religiösen Rituals bei der Heiligen Messe und bei Andachten. Sie sind meiner Meinung nach Ausdruck eines Bekenntnisses zur Gemeinschaft und zu Gott. Mit dem, was ich unter Beten verstehe, hat es in dem Sinn, wie ich es später erklären werde, weniger zu tun. Ich will niemandem meine Meinung aufzwingen; ich tu nur meine kund. Es liegt an uns, diesen gemeinsamen Gebeten und Liedern mit unsrem Mittun Leben und Sinn einzuhauchen, weil wir damit beitragen, dass diese religiöse Übung feierlicher wird.

Wir alle sollten uns immer wieder fragen: Gehe ich zur Heiligen Messe, weil ich es immer schon getan habe? Gehe ich hin, weil mir der Pfarrer gefällt? Gehe ich hin, weil man eben am Sonntag hinget? Oder ist es mir ein Bedürfnis, das Schriftwort zu hören, das Andenken an das Abendmahl Jesu mitzufeiern und weil ich mich mit Gleichgesinnten treffen möchte? Die Antwort auf diese Fragen, kann sich nur jeder selbst geben.

Ich gratuliere Ihnen zu der möglicherweise gegebenen Antwort: „Bei mir sind Gebet und Heilige Messe der Boden, aus dem ich mir wünsche, dass alle meine Handlungen im täglichen Leben erwachsen. Besiegelt im Vertrauen auf und im Glauben an Gott.“

Dies hat jetzt überleitet zum zweiten Teil des Evangeliums. Wahrscheinlich ist etwas dran an der Zudringlichkeit Gott gegenüber. Wieso erfüllt er die Bitte des einen und verweigert sie einem anderen? Hierbei ist diese Frage wichtig: Was heißt eigentlich beten? Jesus soll den Jüngern dieses Gebet gelehrt haben. Erinnern Sie sich an die Geschichte vom Bischof und den drei Fischern! Der Gottesmann gibt seine Bemühungen auf, ihnen das Vaterunser beizubringen, und zwar in dem Augenblick, wo er erkennt, was sie ja tatsächlich tun, nämlich vertrauensvoll bitten. Ihr für den Bischof verständnisloses Gebet ist so stark, dass sie sogar auf dem Wasser gehen können. Ich denke, Beten ist ein Gespräch zwischen mir und mir – ein Selbstgespräch, in dem ich wohl sehr zudringlich werden kann. In diesem persönlichen Zwiegespräch bitte ich um Gottes Beistand, das heißt, ich hole ihn in mein Leben. Und obwohl er dabei ein „stummer Mediator“ ist, kann ich – die Betonung liegt auf „kann“ – eine Lösung für mich finden, oder auch nicht. Tatsächlich haben Ehepaare, die zu einer Paartherapie gegangen sind, erzählt, dass der Therapeut kaum etwas gesagt hat. Trotzdem sind beide zufrieden und glücklich miteinander davongegangen.

Manchmal brauchen wir die Nachhilfe durch ein intensives (zudringliches) In-Sich-Gehen, um unser Leben auf die Reihe zu bekommen. Glauben Sie mir, ihr konzentriertes Gebet kann wahre Wunder wirken, und nicht der Ratgeber in einem Massenblatt! Dem vertrauen leider viele Menschen mehr als sich selbst; das weiß ich auch von meiner Tante. Manche glauben auch, dass Alkohol hilft.

Merkwürdig, früher hatte ein Tag genauso vierundzwanzig Stunden wie heute. Trotzdem könnte man meinen, die Menschen damals hätten viel mehr Zeit gehabt. Auch sie zwickten sich von den zur Verfügung stehenden Stunden einen Teil fürs Beten ab. Wo ist nur die Zeit geblieben?, fragen sich viele Zeitgenossen wohl zu Unrecht. Die Frage müsste richtigerweise lauten: Was muss ich an Zeit offenbar sinnlos mit oberflächlichen Dingen verbracht haben, dass mir gleich ein paar Stunden abgehen, in denen ich Sinnvolles hätte tun können.

Beten ist ein Zwiegespräch. Ich bin mir selbst wichtig, und ich bin wertvoll. Beten mag keine Berge versetzen; ist auch nicht wichtig, ob der Schneeberg hier oder dort steht. Es sind ja auch die vielen anscheinend unüberwindlichen Berge in meinem Leben gemeint. Die kann Beten wirklich versetzen. Probieren wir es doch einmal aus.

4. August – 18. Sonntag im Jahreskreis, Lk 12, 13-21

Einer aus der Volksmenge bat Jesus: Meister, sag meinem Bruder, er soll das Erbe mit mir teilen. Er erwiderte ihm: Mensch, wer hat mich zum Richter oder Schlichter bei euch gemacht? Dann sagte er zu den Leuten: Gebt Acht, hütet euch vor jeder Art von Habgier. Denn der Sinn des Lebens besteht nicht darin, dass ein Mensch aufgrund seines großen Vermögens im Überfluss lebt. Und er erzählte ihnen folgendes Beispiel: Auf den Feldern eines reichen Mannes stand eine gute Ernte. Da überlegte er hin und her: Was soll ich tun? Ich weiß nicht, wo ich meine Ernte unterbringen soll. Schließlich sagte er: So will ich es machen: Ich werde meine Scheunen abreißen und größere bauen; dort werde ich mein ganzes Getreide und meine Vorräte unterbringen. Dann kann ich zu mir selber sagen: Nun hast du einen großen Vorrat, der für viele Jahre reicht. Ruh dich aus, iss und trink und freu dich des Lebens! Da sprach Gott zu ihm: Du Narr! Noch in dieser Nacht wird man dein Leben von dir zurückfordern. Wem wird dann all das gehören, was du angehäuft hast? So geht es jedem, der nur für sich selbst Schätze sammelt, aber vor Gott nicht reich ist.

Zu dieser Bibelstelle, die ich wie viele andre Geschichten dieses Autors auch zu den lukanischen Berichten (Die drei Geschichten, die von Verlorenem handeln.) zählen möchte, kann ich eine wahre Geschichte aus meinem Leben erzählen.

Ich hatte eine Tante, die ich in ihren letzten Lebensjahren betreute. Nachkriegsgeschädigt war sie von Natur aus schon geizig, so sehr, dass sie sich selbst nur wenig gönnte. Da bleibt eben Geld übrig, das sie Zeit ihres Lebens fleißig auf die Bank getragen hat. Die letzten drei Jahre vor ihrem Tod hatte ich die Ehre, das für sie zu erledigen. Eines Tages fand ich sie unglücklich in ihrer Küche sitzen. (Die Küche war der einzige Ort der Zweizimmerwohnung, den sie gelegentlich beheizte.) Was war geschehen? Da sie von der Nachbarin täglich mit Zeitungen versorgt wurde, erfuhr sie, dass es bei dem niedrigen Zinsniveau nur zu Verlusten kommen kann. Ich riet ihr, obwohl sie damals schon schlecht beisammen war: Lass dich mit einem Taxi in der Gegend herumfahren! Du wirst sehen, was sich alles verändert hat in der Stadt Mödling. Oder gib meinen beiden Söhnen etwas ab; die können es gut gebrauchen! Ich vermochte sie nicht zu trösten. Sie konnte nicht loslassen. Mir tat sie echt leid. Bald darauf starb sie und hinterließ zwar kein großes Vermögen aber dennoch einen Betrag, mit dem der Erbe und alle „Suberben“ sich einen Urlaub oder Neues in der Wohnung schaffen konnten.

Sie werden zugeben, meine Geschichte ist der des Lukas äußerst ähnlich. Eine schmerzliche Erfahrung, die ich machen musste, fällt mir in diesem Zusammenhang noch ein.

Vor allem zum Backen für die Weihnachtkekse sammle ich Nüsse. In der umliegenden Gegend stehen „meine“ Nussbäume. Einmal dachte ich mir: Was ist, wenn du nächstes Jahr keine Nüsse findest; braucht ja nur ein schlechtes Nussjahr werden. Die Konsequenz daraus war, dass ich sammelte und sammelte; meine Gier war geweckt. Mit dem Ergebnis: Stolze 62 kg mein Eigen zu nennen. Nur ein Bruchteil davon wanderte in die Keksmasse. Im Sommer des darauffolgenden Jahres entdeckte ich die Bescherung. Nüsse und Schachteln waren mit hellgelben Würmern übersät, und was nicht krabbelte, das flatterte munter durch den Kellerraum. Das Ergebnis war ein wochenlanger Kampf gegen die Biester, die sich sogar an meinen mühevoll gesammelten Kräutern gütlich taten. Nüsse und Kräuter landeten dank meines Freundes weit weg in einem Wald nahe Heiligkreuz. Die verschreckt zurückgebliebenen Tierchen bescherten mir einen monatelangen Krieg gegen sie. Ich habe sie schließlich besiegt und hoffentlich lebenslang auch meine blinde Gier. Nichts ist dagegen zu sagen, sich einen kleinen Vorrat anzulegen. Das Wie viel sollte jedoch im richtigen Verhältnis zum erwarteten Verbrauch stehen. Da genügt schon ein Blick in den Kühlschrank oder in den Kleiderkasten. Wie viele Tonnen an Lebensmittel werden weggeworfen? Wie viele Paare von Schuhen stehen unnütz, fast ungebraucht im Schuhkasten? Wie viele Kleider hängen einmal getragen, im Kleiderkasten? Wie viele Stunden täglich steht mein Auto still? Das sind Fragen, die sich jeder von uns immer wieder stellen sollte. Nur dann kann ich bewerten: Habe ich für mich zu wenig, habe ich im Überfluss oder passt es gerade so, wie es ist.

In der Politik war es für die gewählten Vertreter der politischen Parteien immer schon verlockend mit dem Neid zu spielen. Mit einer Neiddebatte kann ich auf einfache Art meine Klientel befriedigen. Das Spielen mit Arm und Reich ist jedoch in sich schon Nonsens. Darauf will sich Jesus nicht einlassen. Der Grund ist, dass wir Armut oder Reichtum nicht messen können. Freilich kann ich Messlatten legen. Da gibt es die Armutsgrenze, die definiert wird mit einer bestimmten Summe des zur Verfügung stehenden monatlichen Einkommens. Auch die Grenze, wo Reichtum beginnt, wird schon allein aus steuerrechtlichen Überlegungen mit einer bestimmten Summe – um die natürlich gestritten wird – definiert.

Das sagt aber noch gar nichts aus, ob jemand arm oder reich ist, weil Armut und Reichtum ein Gefühl ist, und dieses ist individuell, somit unmessbar (und an Gefühlen gibt es unermesslich viele). Natürlich sollte es Aufgabe der Politik sein, dass Güter möglichst gerecht verteilt sind. Wenn ich Vermögen jedoch in gleiche Summen aufteilen will, werde ich nicht nur an meine Grenzen stoßen, sondern werde zur Kenntnis nehmen müssen, dass die Menschen schon einmal nicht gleich sind und sich auch nicht gleich machen lassen wollen. Das beginnt bereits im Schulbereich, wo von Bildungsgleichheit statt von

Bildungsgerechtigkeit gesprochen wird. Ich kann von einem Elefanten nicht die gleichen Fähigkeiten verlangen wie von einem Vogel.

Ich denke, das Zauberwort bei materiellen Dingen ist „genug“. Der Unterschied zwischen Arm und Reich ist ja eigentlich der, dass der Arme wirklich nicht „genug“ hat, und der Reiche oft nicht „genug“ bekommen kann.

Glücksspiel ist ein Geschäft. Die Bosse von Glücksspielkonzernen lachen sich ins Fäustchen ob der Gier ihrer Spieler. Wie sehr ihr Beruf moralisch gut oder schlecht ist, möchte ich nicht beurteilen. Was mich aber wundert ist, dass der Mensch offensichtlich noch Werbung dazu braucht, um gierig zu werden. Der dümmste Werbespruch, den ich kenne (die meisten sind dumm), er lautet: Reicher als reich!

Es wird immer Menschen geben, die die bewusste Armut vorziehen, ohne in einen Bettelorden einzutreten. Bei vielen griechischen Philosophen war es üblich, arm zu leben. Schon sie wollten zeigen, dass materielle Güter für ein ausgeglichenes und lebenswertes Leben nicht von Bedeutung sind. Weil es sein kann, dass all das, was wir an materiellen Gütern zu viel haben, die Gefühlswelt und das Seelenleben gegenüber uns selbst und gegenüber unsren Mitmenschen, ja sogar gegenüber Gott, durch dieses Zuviel davon immer mehr verkümmern kann. *Du Narr!* sagt Gott. Was hast du jetzt davon?

11. August – 19. Sonntag im Jahreskreis, Lk 12, 35-48

Legt eure Gürtel nicht ab und lasst eure Lampen brennen! Seid wie Menschen, die auf die Rückkehr ihres Herrn warten, der auf einer Hochzeit ist, und die ihm öffnen, sobald er kommt und anklopft. Selig die Knechte, die der Herr wach findet, wenn er kommt! Amen, ich sage euch: Er wird sich gürteln, sie am Tisch Platz nehmen lassen und sie der Reihe nach bedienen. Und kommt er erst in der zweiten oder dritten Nachtwache und findet sie wach – selig sind sie. Bedenkt: Wenn der Herr des Hauses wüsste, in welcher Stunde der Dieb kommt, so würde er verhindern, dass man in sein Haus einbricht. Haltet auch ihr euch bereit! Denn der Menschensohn kommt zu einer Stunde, in der ihr es nicht erwartet.

Da sagte Petrus: Herr, meinst du mit diesem Gleichnis nur uns oder auch all die anderen? Der Herr antwortete: Wer ist denn der treue und kluge Verwalter, den der Herr einsetzen wird, damit er seinem Gesinde zur rechten Zeit die Nahrung zuteilt? Wahrhaftig, das sage ich euch: Er wird ihn zum Verwalter seines ganzen Vermögens machen. Wenn aber der Knecht denkt: Mein Herr kommt noch lange nicht zurück!, und anfängt, die Knechte und Mägde zu schlagen; wenn er isst und trinkt und sich berauscht, dann wird der Herr an einem Tag kommen, an dem der Knecht es nicht erwartet, und zu einer Stunde, die er nicht

kennt; und der Herr wird ihn in Stücke hauen und ihm seinen Platz unter den Ungläubigen zuweisen.

Der Knecht, der den Willen seines Herrn kennt, sich aber nicht darum kümmert und nicht danach handelt, der wird viele Schläge bekommen. Wer aber, ohne den Willen des Herrn zu kennen, etwas tut, was Schläge verdient, der wird wenig Schläge bekommen. Wem viel gegeben wurde, von dem wird viel zurückgefordert werden, und wem man viel anvertraut hat, von dem wird man umso mehr verlangen.

Das was hier Lukas uns sehr umständlich und teils verworren zur Kenntnis bringen will, ist unglaublich modern. Er stellt uns Jesus als einen Menschen mit Visionen vor. Sie werden vielleicht fragen: Was ist da so gänzlich neu? Aus den Erfahrungen einer Epoche, wo Eigenverantwortung und Selbstbestimmung zum Großteil eine Selbstverständlichkeit sind, mag es schon verständlich sein, wenn Sie sich wundern. Denken Sie aber zweitausend Jahre zurück; doch es genügen bereits hundert Jahre. Gab es zur Zeit Jesu Selbstbestimmung? Wofür war der Einzelne damals verantwortlich? Ehrlich, glauben Sie, dass vor zweitausend Jahren die Menschen frei waren? Sie waren viel enger als heute an ihre Religion und damit an sämtliche Regeln und Vorschriften gebunden, und sie waren in Klassen eingeteilt, aus denen sie nicht ausbrechen konnten; sie verschwendeten nicht einmal einen Gedanken daran, davon loszukommen. Und dann kamen noch die vielen gänzlich Unfreien dazu, die Sklaven. In der dunkelsten Zeit des Mittelalters unterdrückte nicht nur die Kirche ihre „Schäfchen“. Das ging bis ins 20. Jhd. so. Denken Sie einmal, wann das Wahlrecht für Frauen eingeführt wurde? (Erst 1918 wurde das aktive und passive Wahlrecht für Frauen gesetzlich verankert.) Heutzutage ist Selbstbestimmung ein Grundrecht des Völkerrechts, wenngleich es nicht überall gelebt wird.

Wir lernen hier Jesus als echten Rebellen kennen, einer, der dazu aufruft, sich von der Unterdrückung zu befreien. Ihr seid frei, gefangen seid ihr nur in eurem eigenen Gefängnis. Macht Selbstbestimmung tatsächlich frei? Mit Ja lässt sich das erst beantworten wenn ich mit Selbstbestimmung meine, dass ich über mich selbst verfügen kann. Das Problem, dass ich mich entscheiden muss, macht mich nicht frei, denn es verlangt von mir, mich immer neu zu entscheiden und dazu noch die für mich bessere Entscheidung zu treffen.

Dazu ein Beispiel! In meiner Schulzeit wurde täglich von mir die Entscheidung verlangt, zu lernen oder zu spielen. Ich war gefangen darin und löste das Problem meist dadurch, dass ich mich zum Spielen entschlossen habe. Das machte mich aber auch nicht frei, weil es durch den Gedanken: Du musst lernen! ständig gestört war. Frei hätte ich werden können, wenn ich zuerst gelernt und dann gespielt hätte.

Was schieben wir nicht alles hinaus, besonders die unangenehmen Aufgaben oder Verpflichtungen. Einmal muss es aber sein, und wir hatten nichts anderes zu tun, als die Zeit bis dahin mit einem flauen Gefühl in der Magengrube zu verbringen, gefangen im Bewusstsein: „Du solltest!“. Einfacher ist es nicht geworden, wenn wir nun in unserem Leben auf eigenen Füßen stehen müssen.

Es kommt auch immer darauf an, was wir mit unserer Entscheidung anfangen. Wenn uns Macht gegeben wird, heißt das noch lange nicht, dass wir andere die Freiheit nehmen dürfen. Der Knecht, der seine Macht missbraucht, hat in den Augen seines Herrn ausgespielt. In der Bibel sagt Jesus zu Pilatus: *Du hättest keine Macht, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre.* Dessen sollten wir uns bewusst sein. Am deutlichsten müsste uns das im Umgang mit der Natur bewusst werden. Jeder Einzelne von uns trägt Verantwortung für ein gutes Miteinander zwischen Mensch und Natur. Am besten wäre es, die Einheit wieder herzustellen, die einmal vorhanden war. Was sind wir denn, wir Menschen? Natürlich sind wir Teil der Natur. Als unverbesserlicher Optimist glaube ich, dass dies der Menschheit irgendwann wieder gelingen wird, wenn sie erkannt hat, dass Technik und künstliche Intelligenz den Einzelnen gefangen nimmt, ihm seine Selbstbestimmung raubt. Irgendwann muss der Mensch doch einsehen, dass es nicht gut ist, wenn ihm eine Maschine sagt, wie lang er Zähnputzen soll, wann er was wie essen soll, usw. Spätestens dann, wenn er merkt, dass ihn die künstliche Intelligenz in seiner Selbstbestimmung einschränkt, ja sie total unmöglich macht, dann, denke ich, wird das Pendel in die andere Richtung ausschlagen.

Wir Menschen sind Knechte der Schöpfung. Wollen wir treue oder schlechte sein? Wir können uns selbstbestimmt entscheiden.

18. August – 20. Sonntag im Jahreskreis, Lk 12, 49-53

Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen. Wie froh wäre ich, es würde schon brennen! Ich muss mit einer Taufe getauft werden und ich bin sehr bedrückt, solange sie noch nicht vollzogen ist. Meint ihr, ich sei gekommen, um Frieden auf die Erde zu bringen? Nein, sage ich euch, nicht Frieden, sondern Spaltung. Denn von nun an wird es so sein: Wenn fünf Menschen im gleichen Haus leben, wird Zwietracht herrschen: Drei werden gegen zwei stehen und zwei gegen drei, der Vater gegen den Sohn und < der Sohn gegen den Vater >, die Mutter gegen die Tochter und < die Tochter gegen die Mutter <, die Schwiegermutter gegen ihre Schwiegertochter und < die Schwiegertochter gegen die Schwiegermutter <.

Das ist ein schwieriger, verstörender Text. Wie passen diese Worte zu unsrem Bild von Jesus, der immer wieder sagt: Friede sei mit euch!? Ich versuche, eine Erklärung zu finden.

Der erste Anhaltspunkt ist Micha (Wer ist wie Gott?); ein streitbarer Prophet, der nach 700 v.u.Z. gelebt hat. Er gehört zu den Schriftpropheten im Tanach und trat gegen die Obrigkeit auf, welche die Armen und die Bauern unterdrückte. In seiner Klage über sein Volk, findet sich ein Bezug zu unsrem heutigen Evangelium. *Traut euren Nachbarn nicht, verlasst euch nicht auf den Freund! Hüte deinen Mund vor der Frau in deinen Armen! Denn der Sohn verachtet den Vater, die Tochter stellt sich gegen die Mutter, die Schwiegertochter gegen die Schwiegermutter; jeder hat die eigenen Hausgenossen zum Feind.* (Mi 7,6) Wenn sie daheim in der Bibel lesen, werden sie Stellen finden, die kursiv gestellt sind; das sind jeweils Bezüge zu anderen Bibelstellen. Die zu kennen, ist möglicherweise für das Verständnis eines Textes von großer Bedeutung. Die ersten Anhänger der Lehre Jesu, waren Juden; Menschen für die die Texte aus ihrem Tanach wichtig und in ihrem Kopf jederzeit abrufbar waren. Sogar die Evangelisten viel später, als sich die Nazarener bereits Christen nannten, zitierten also oft aus dem Alten Testament. Genauso dürfte Lukas an die Worte Michas gedacht haben. Aber warum tat er das? Was gab ihm den Anlass dazu?

Eben genau das kann die Frage beantworten, wenn ich mich in die Zeit des ersten Jahrhunderts hineinversetze. Die Frage: Bin ich ein Jude? Bin ich Christ? Nicht nur Petrus und Paulus (Ich nenne sie lieber Simon und Saul.) haben gestritten. Sie erinnern sich? Es ging um die Frage, ob die Anhänger der neuen Lehre auch beschnitten sein sollen oder nicht. Sie können dies nachlesen: Apostelgeschichte Kapitel 15. Darin geht es auch um das Apostelkonzil (48/49 n.u.Z.), welches eine endgültige Klärung brachte. Im Galaterbrief steht: *Wenn du als Jude nach Art der Heiden und nicht nach Art der Juden lebst, wie kannst du dann die Heiden zwingen, wie Juden zu leben?* (Gal 2, 14)

Hätte ich damals als Jude gelebt, der sich zur neuen Religion hingezogen gefühlt hat, ich weiß nicht, wie orientierungslos ich gewesen wäre. Geschuldet war dies aus der Überzeugung, alle (Heiden, Juden und andre) für die neue Universallehre zu gewinnen, aber auch deren religiöse Traditionen unter einen Hut zu bringen. Und genau darauf spielt Lukas an, denke ich.

Gerade Lukas, dem so viele schöne Geschichten und Ausschmückungen eingefallen waren, gerade er schreibt eine so pessimistische Passage. Ich meine, dass er damit einen eindringlichen Appell an alle richten wollte, die sich nicht an die allgemeingültige Meinung halten wollten.

Die zweitausendjährige Geschichte des Christentums, spiegelt einen ständigen Kampf um die Richtigkeit der verschiedenen Positionen, die der

Fundamentalisten und die der Erneuerer, die der Konservativen und die der Progressiven wider. Doch das betraf und betrifft sämtliche andere Religionen auch. Im Judentum gab es viele verschiedene Strömungen, und vom Islam ist das schnellste Schisma der religiösen Geschichte bekannt. Gleich nach Mohammeds Tod geriet man sich wegen dessen politischer Nachfolge in die Haare, Die Bildung der Gruppen von Sunniten und die von Schiiten war die Folge. Und sie bekämpfen einander bis zum heutigen Tag – im wahrsten Sinn des Wortes – bis aufs Blut.

Schon allein die Anzahl von Konzilen und Synoden lässt uns erschauern. Raten Sie einmal, wie viele es bis ins zwanzigste Jahrhundert waren? Auf die Schnelle werden Sie niemals draufkommen. – 271, davon 169 Synoden und 102 Konzile. Und wir können uns denken, dass sie alle der Schlichtung irgendeiner Meinungsverschiedenheit bzw. der Fassung eines Dogmas oder einer sonstigen Verordnung dienten. Wenn wir das bedenken, dann kommt den Worten eines Michas und eines Lukas größte Bedeutung zu, auch wenn sie beide die Situation, in der sich ihre Religionsgemeinschaft befunden hatte, natürlich nur mit den Augen der Gegenwart sehen konnten. Vielleicht haben sie auch erahnt, wie zeitlos ihr Klagen sein könnte.

Allein im 4. Jhd., wo auf dreizehn Konzilen die wesentlichsten Grundlagen bezüglich Jesus (Gott – Mensch) festgelegt wurden, sind äußerst bemerkenswert. Ich möchte mit einer bildhaften Darstellung das Phänomen der Last erklären, welche uns unsere Kirche „gut gemeint“ auferlegt hat.

Dazu schreibe ich auf ein Blatt Papier „Du sollst Gott lieben und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“ Auf dieses Stück Papier lege ich eines mit dem Text: Es ist nicht Voraussetzung für einen Christen auch beschnitten sein zu müssen. Ich nehme ein neues Blatt Papier, auf das ich schreibe: Jesus war Mensch. Auch dieses Blatt lege ich über die anderen. Ich will es kurz machen! Auf den weiteren Blättern würde stehen: Jesus ist Mensch und Gott, Anastasius ist ein Hochverräter, Der Heilige Geist ist göttlich, Es gibt die Dreieinigkeit von Gott Vater – Gott Sohn – Gott Heiliger Geist, ... Maria war zeitlebens Jungfrau, Maria wurde mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen, ... Der Papst ist unfehlbar, ... Das mach ich solange, bis 271 Blätter über dem ersten Blatt liegen. Die beiden Hauptgebote, Grundlage und Kern der Botschaft Jesu – vergraben, zugedeckt, untergegangen.

Schon langsam beginnt meine Kirche, die ich über alles liebe, mit dem Versuch des Ausgrabens, dem Entfernen der 271 Schalen, um zum Kern zu gelangen. Seien wir nicht so gleichgültig! Jeder Einzelne ist zum Ausgraben der Frohbotschaft Christi berufen. Keine Angst, Sie werden heutzutage weder verbrannt noch exkommuniziert!

Wenn meine Kirche jetzt in ihrer Not (Priestermangel) Eigenverantwortlichkeit, Mitgestaltung und Mitsprache verlangt, kann dies nicht von heute auf morgen gelingen. Viel zu lang hat sie ihre „Schäfchen“ wie (dumme) Schäfchen behandelt. Ein Mensch, dessen Meinung nie gefragt ist, wird zum gleichgültigen Schweiger.

Meint ihr, ich sei gekommen um Frieden auf die Erde zu bringen? ... Gut, Jesus war wirklich ein gewaltloser Gebell, der sich mit der Obrigkeit angelegt hat. Seine Lehre ist eine gewaltlose. Jesus hat seine Jünger nie zu Gewalttaten verführt, er hätte nie zu Kreuzzügen aufgerufen, nie zu den vielen andren sogenannten „Glaubenskriegen“. Er hätte nie zugelassen, dass die christliche Religion für politische Zwecke missbraucht wird. Er war der letzte, der die Absicht hatte, sich vom Judentum loszulösen. Nein, er wollte es erneuern, sonst nichts. Die Spaltung haben andre vollzogen. Das war bei den Protestanten nicht anders; Martin Luther wollte die Kirche erneuern. Abspaltung lag ihm fern, das erledigte die Politik. Die anglikanische Religionsgemeinschaft ist auch aus einem Konflikt zwischen Heinrich VIII. und dem Papst entstanden.

Papst Franciscus hat angekündigt, ein neues Kapitel in den Beziehungen zum Islam aufzuschlagen. Solang jedoch jede Seite behauptet, im Besitz der Wahrheit zu sein, wird es bei einem Versuch bleiben müssen.

Geben wir uns einen Ruck! Fangen wir an mit zu gestalten, auch wenn wir uns anfangs aus oben beschriebenen Gründen dazu überwinden müssen! Dann werden wir eine lebendige Gemeinde werden, in der Akzeptanz ganz oben steht.

25. August – 21. Sonntag im Jahreskreis, Lk 13, 22-30

Auf seinem Weg nach Jerusalem zog er (Jesus) von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf und lehrte. Da fragte ihn einer: Herr sind es nur wenige, die gerettet werden? Er sagte zu ihnen: Bemüht euch mit allen Kräften, durch die enge Tür zu gelangen; denn viele, sage ich euch, werden versuchen hineinzukommen, aber es wird ihnen nicht gelingen.

Wenn der Herr des Hause aufsteht und die Tür verschließt, dann steht ihr draußen, klopft an die Tür und ruft: Herr, mach uns auf! Er aber wird euch antworten: Ich weiß nicht, woher ihr seid. Dann werdet ihr sagen: Wir haben doch mit dir gegessen und getrunken und du hast auf unseren Straßen gelehrt. Er aber wird erwidern: Ich sage euch, ich weiß nicht, woher ihr seid. <Weg von mir, ihr habt alle Unrecht getan!> Da werdet ihr heulen und mit den Zähnen knirschen, wenn ihr seht, dass Abraham, Isaak und Jakob und alle Propheten im Reich Gottes sind, ihr selbst aber ausgeschlossen seid. Und man wird von Osten und Westen und von Norden und Süden kommen und im Reich Gottes zu Tisch

sitzen. Dann werden manche von den Letzten die Ersten sein und manche von den Ersten die Letzten.

Es gibt zahlreiche Textstellen in der Bibel, die eine unglaubliche Universalität aufweisen, Sie können die Gültigkeit jedes Wortes in die heutige Zeit übertragen. Daneben gibt es aber auch welche, die nur aus dem Kontext ihrer Zeit zu verstehen sind. Dieses heutige Evangelium gehört zur zweiten Kategorie. Daher habe ich mir eine Theorie zusammengezimmert, nachdem ich versucht habe, mich in diese Zeit zurückzusetzen.

Zuvor noch ein kleiner Hinweis. Ich denke, Lukas versucht oft mit eigenen Worten die Worte Jesu zu erklären, indem er ihnen eine Geschichte (Gleichnis) anhängt. Nicht umsonst ist ein Absatz nach dem ersten Teil dieses Bibeltextes. Jetzt trete ich die Reise in die Vergangenheit an. Kommen Sie mit!

Die junge Christengemeinde ist ein bunter Haufen. Neben denen, die mit Jesus gelebt hatten, sitzen von der neuen Lehre frisch überzeugte Juden, Griechen, Römer, Menschen aus der Dekapolis (ein bunter Haufen aller Herren Länder), aus Syrien, aus Ägypten, vielleicht auch Menschen, die vormals ausgestoßen waren, Vermögende und Arme. Sie alle vereint eine unglaubliche Aufbruchstimmung – Jesu Befreiungslehre. Sie alle wollen loskommen von diesen oft unmenschlichen Gesetzen ihrer jeweiligen Religion oder ihren Schwächen, die sie erkannt haben. Ihre Motive, die sie zum Konvertieren gebracht haben, sind sehr verschieden. Da kommt ihnen Jesu Universallehre gerade Recht. Doch ihr Verhalten, ihre kulturellen Gewohnheiten entsprechen der Lehre oft nicht so, wie es sein sollte. Wir dürfen nicht vergessen, damals herrschten raue Sitten. Wenn wir in den paulinischen Briefen von Ausschweifungen, Sodomie und so weiter lesen, wenn wir bedenken, dass Ehrenmorde auf der Tagesordnung standen, dann können wir erahnen, dass die neue Lehre nicht so richtig in die Hirne gesickert ist, wie es vielleicht notwendig gewesen wäre. So entstehen daher einmal zwei Gruppen. Diejenigen, denen die Gabe gegeben ist zu unterscheiden, und die daher ihre Gewohnheiten von früher abgelegt hatten. Und die andren, bei denen die neue Lehre an den Lippen hängen geblieben und nicht ins Herz und ins Hirn gedrungen war. Die Folge sind ständige Ermahnungen und in der weiteren Folge die Entwicklung von „Rechtgläubigen“ und „Ungläubigen“, zu denen bald sämtliche Menschen zählten, die sich nicht zur neuen Religion bekehren haben lassen. Damit bilden sich aber leider auch die guten „Judenchristen“ und die bösen „Heidenchristen“, sowie Juden heraus. ... *wenn ihr seht, dass Abraham, Isaak und Jakob und alle Propheten im Reich Gottes sind.* Um den „Bösen“ Angst zu machen wurden das Heulen und Zähneknirschen als Attribute der Hölle verwendet und als ihr sicheres Ende prophezeit. Ein Grieche, der zur Christengemeinde in bester Absicht gestoßen war, wurde schief angeschaut und war mit Voreingenommenheit konfrontiert. Die „Guten“ wurden nicht müde, vor allem

wegen dieser „Bösen“, die Himmelslatte immer höher zu legen, und sie dachten, dass nur sie die Auserwählten seien, die sie überspringen könnten. Nicht Gott versperrt die Himmelstür; das machen die „Gutchristen“, weil sie denken, die Tür wäre nur für sie gedacht. Sie allein beanspruchen diese offene Tür.

Vielleicht haben die Evangelisten die Worte Jesu beim Rangstreit der Jünger (Mk 9, 30-37) eben ganz richtig gedeutet, wenn sie vom Ersten und vom Letzten reden. Wer wird dann in eine der „vielen“ Wohnungen im Haus des Vaters gelangen? (Joh 14,2)

Im ersten Teil des heutigen Evangeliums lerne ich Jesus kennen. Er urteilt nicht, verurteilt schon gar nicht, sondern er rät: *Bemüht euch mit allen Kräften ... Selig seid ihr, wenn ...* Ja, das sind für mich Worte Jesu.

Bereits im frühen Christentum bildete sich eine Elite heraus, die alles andre machte, als Jesu Wort auf sich zu beziehen. Denen passte der Himmel für sich selbst, und die Hölle für die andren recht gut. Über viele Jahrhunderte ging die Sache gut, bis in der Epoche der Aufklärung diesen Machenschaften Grenzen aufgezeigt wurden. Zum ersten Mal kehrten viele Menschen der Kirche den Rücken. Die Kirchenoberen konnten das nicht verstehen, sie drohten mit noch stärkeren Repressalien; es machte die Beziehung jedoch nur schlimmer. Noch heute versuchen einige Kardinäle im Vatikan die „Diktatur Kirche“ am Leben zu erhalten. Wie kann Diktatur entstehen?

Die Herrschaft des letzten Diktators und dessen Ziele, welche die Menschen in Österreich am eigenen Leib zu spüren bekamen, ist knapp 80 Jahre her. Heute fürchten viele, dass sich Ähnliches wiederholen könnte. Wie entwickelt sich eine diktatorische Staatsform, denn nichts entsteht grundlos? Wie erhält sie sich? Die beiden wichtigsten Zutaten – und Populisten wissen ganz genau, was sie zu tun haben – die sind Angst und Neid. Als angehender Diktator muss ich Angst wecken: Flüchtlingsströme überspülen unser Land, die Heimat gehört aber nur uns. Ausländer nehmen uns die Arbeit weg, sie morden Frauen und Kinder, sie bringen Krankheiten in unser Land. Dieser und jener Staat ist unser Feind; Feindbilder müssen unbedingt aufgebaut werden, denn sie sichern den inneren Zusammenhalt sogenannter Heimatparteien. Und dann muss es auch heißen: Früher war alles besser. Wichtig ist, dass immer pauschaliert wird; Voreingenommenheit ist dazu ein gutes Rezept. Zur Verstärkung kommt noch die Neiddebatte dazu; sie ist ganz wichtig. Darauf reagiert die Gegenseite. Jede Partei denkt, dass die andre das Land spaltet. Das Schlimme ist, dass den manchmal absurden Versprechungen jener rechten und linken Populisten geglaubt wird, und sie gewählt werden. Der Ruf nach einem „Starken Mann“, einem Messias, wird immer lauter. Die Diktatur ist da. Aber ist sie über Nacht gekommen?

Mit Entsetzen denke ich an meine Kirche (die ich trotz allem sehr schätze), die in den 30er-Jahren Hitler als Rächer der Christen an den Christusmördern willkommen geheißen hat, was ihr aber nach 1938 sehr leid tat, als die ersten Geistlichen verhaftet, Gottesdienste eingeschränkt und die Klassenzimmer von den Kreuzen befreit wurden. Spät kam die Einsicht des geistigen Oberhauptes Österreichs, Kardinal Innitzers.

Diktatur lässt sich nur mit Angst aufrecht erhalten. Zieht die Angst nicht mehr, verliert sie ihre Reißzähne. Im Vatikan laufen vielleicht nur mehr einige Wenige wie aufgeschreckte Hennen herum und verstehen ihre Welt nicht mehr. Sie wirken wie Herrscher, deren Herrschaft bloß noch in den vier Wänden ihres Schlosses aufrecht besteht. Die Herren im Vatikan haben allerdings ihren größten Feind, einen Papst, der die dienende Kirche fordert, in den eigenen vier Wänden sitzen und sind zusehends isoliert.

Dennoch funktioniert meine Kirche, weil die kleinen Gemeinden sie am Laufen halten. Dort gibt es noch den Zusammenhalt bei Aktionen, Festen und Feiern. Und das wird so lange gut gehen, wie sich nicht einer über den andren erhebt, nicht einer sich für den „guten“ Christen hält und den andren für den „bösen“. Das soll uns zum Zeichen sein: *Die Ersten werden die Letzten und die Letzen die Ersten sein.* „Wer unter euch der Beste sein will, er sei der Diener aller andren. Aber bitte, seid Diener eurer Freude.“ (In Anlehnung an 2 Kor 1, 24.)

1. September – 22. Sonntag im Jahreskreis, Lk 14, 1; 7-14

Als Jesus an einem Sabbat in das Haus eines führenden Pharisäers zum Essen kam, beobachtete man ihn genau. Und als er (Jesus) bemerkte, wie sich die Gäste die Ehrenplätze aussuchten, nahm er das zum Anlass, ihnen eine Lehre zu erteilen. Er sagte zu ihnen: Wenn du zu einer Hochzeit eingeladen bist, such dir nicht den Ehrenplatz aus. Denn es könnte ein anderer eingeladen sein, der vornehmer ist als du, und dann würde der Gastgeber, der dich und ihn eingeladen hat, kommen und zu dir sagen: Mach diesem hier Platz! Du aber wärest beschämt und müsstest den untersten Platz einnehmen. Wenn du also eingeladen bist, setz dich lieber, wenn du hinkommst, auf den untersten Platz; dann wird der Gastgeber zu dir kommen und sagen: Mein Freund, rück weiter hinauf! Das wird für dich eine Ehre sein vor allen anderen Gästen. Denn wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.

Achtung, dieser Bibeltext bezieht sich nicht auf die leider allzu oft unbesetzten vorderen Kirchenbänke!

Wenn ich im Gastgeber symbolisch Gott sehe, der mich zum himmlischen Gastmahl einlädt, wäre ich sehr glücklich darüber und käme voll Demut dieser Aufforderung nach. Obwohl ich in Gottes nächster Nähe sein wollte, hätte ich erkannt, dass mir ein Platz ganz oben nicht zusteht. Warum? Ich bin schon überaus beschenkt durch die Einladung, weil ich mich alles andere als perfekt finde. Ein anderer, nennen wir ihn Donald Trump (mein Urteil über ihn kommt aus meiner Voreingenommenheit) ist ebenfalls eingeladen. Er würde sich höchstwahrscheinlich (Voreingenommenheit) gleich auf Gottes Thron setzen. Sie verstehen, was ich mit diesem extremen Beispiel sagen will?

Hier geht es um den Begriff „Demut“. – Können wir mit diesem Wort etwas anfangen? Gäben mehrere Menschen eine Definition dafür ab, sie würde gänzlich unterschiedlich ausfallen. Was ist Demut? Hier vorerst einmal einige Erklärungen von bedeutenden Menschen!

Meister Eckhart (Eckhart von Hochheim, Theologe und Philosoph, 1260-1328) meint: Vollkommene Demut gleicht der Selbstvernichtung. „Eine Natur, die in die tiefste Niedrigkeit kriecht, dessen Geist fliegt auf zu höchsten Höhen.“ Wer diesen Satz liest, denkt unweigerlich an jenen Mann aus Nazareth.

Papst Johannes XXIII sagt: „Mein demütiges und nun langes Leben hat sich entwickelt wie ein Knäuel unter dem Zeichen der Einfachheit und Reinheit. Es macht mir nichts aus, dass ich nichts bin und nichts gelte als ein reines Nichts. Der Herr ließ mich aus dem armen Volk geboren werden und hat an alles Übrige gedacht. Ich habe ihn machen lassen.“ Spricht diese Worte jemand, der sich selbst verachtet, der kein Selbstbewusstsein hat?

Ich denke, dass Demut meine innere Einstellung zu Gott beschreibt. Sie ist demnach ein Zeichen für meinen Glauben, der meine innere Beziehung zu Gott ist und daher meinen Glauben genauer erklärt. Was meine ich damit? Nun, wenn ich mich in eine Beziehung zu Gott setze, muss ich vorher die Position Gottes und meine definieren. Genau das beschreibt die Evangeliumsstelle, wenn sie vom Sich-Selbst-Erhöhen und vom Sich-Selbst-Erniedigen spricht. Der Mensch ist gefragt, sich genau einzuschätzen und daraufhin seine Position anzugeben, also seinen Platz an der richtigen Stelle einzunehmen. Ähnlich den Worten des „Guten Papstes“ sollte ich mich der Allmacht als ein Nichts entgegenstellen. Habe ich mich Gott wirklich als ein Nichts zu unterwerfen, oder kann ich ihm als sein Kind, welches er mit Würde ausgestattet hat, mit Demut aber nicht mit Unterwerfung, entgegentreten? Wenn Demut etwas mit dem Glauben zu tun hat, wie ich behaupte, dann geht mein Beispiel von Donald Trump vollkommen ins Leere, weil ich den Glauben des amerikanischen Präsidenten genauso wenig kenne, wie den aller anderen Menschen. Ich kann nur meinen kennen. Soviel zur seelisch-geistigen Seite der Demut.

Die andre ist die nach Außen gestülpte Seite, wo Demut z. B. durch Körperhaltung zum Ausdruck kommt. Ist sie vorgetäuscht oder echt? Wenn echt, kommt sogleich wieder die seelisch-geistige Haltung ins Spiel. Demut zeugt dann von einer inneren Haltung. Es wird aber von jemand andren schwer einzuschätzen sein, ob diese äußere Haltung der inneren entspricht. Genauso unmöglich wird es sein, wenn wir den Spieß umdrehen.

Wenn ich meine Position (vielleicht wirklich ein Nichts) gegenüber Gott eingenommen habe, könnte es fatal sein, sie gegenüber andren Menschen beizubehalten. Das wäre die reinste Heuchelei, eine falsch verstandene, eine gespielte Demut. Bin ich mir jedoch dieser riesigen Ehre bewusst, Gotteskind zu sein, werde ich meine Position auch ihnen gegenüber einhalten. Wir alle sind Gotteskinder, auch wenn wir sonst so verschieden sind; in dem Punkt sind wir alle gleich.

Ich bin überzeugt, dass Jesus von seinen Getreuen Selbstaufgabe niemals verlangt hat. Daher glaube ich auch nicht, dass sich Jesus selbst aufgegeben hat. Das passt gar nicht in mein Jesusbild. Darum kann ich auch mit der Ansicht, die Meister Eckhart vertritt, wenig anfangen. Hätte sich Jesus aufgegeben, hätte er seine Überzeugung leugnen müssen. Hat er das gegenüber der religiösen Oberhoheit? Sein Tod war keine Unterwerfung gegenüber Gott, auch keine Erlösungstat, meine ich. Er starb auch nicht aus Liebe zu uns; er starb für seine Überzeugung. Und da war er nicht der Einzige (Franz Jägerstätter, Schwester Restituta, usw.) Jesus und all die andren sind nicht devot gestorben sondern aus der Position unglaublicher Stärke. (Ich hätte sie kaum.) Je würdeloser sie gemacht und behandelt wurden, desto mehr wuchs die Würde in ihnen.

Meinen Platz gegenüber Gott und gegenüber meinen Mitmenschen kann ich erst richtig einschätzen, wenn ich mir meiner Würde bewusst bin. Demut wird sozusagen zum Merkmal für meine Würde. Über den Indikator „Würde“ sind unzählige Bücher geschrieben worden. Da Würde genauso wie Glaube eine innere Haltung des Menschen ist, ist sie nicht gut beschreibbar. Und es gibt schon gar nicht ein Rezept dafür. Vielleicht könnte uns das ein wenig weiterhelfen: Achte auf deine Mitmenschen, such die Würde in ihnen. So kannst du am besten die Würde in deinem Inneren finden. Dazu fällt mir der asiatische Weisheitsspruch ein: „Wenn du einen Würdigen siehst, dann trachte ihm nachzueifern! Wenn du einen Unwürdigen triffst, dann prüfe dich in deinem Innern!“

8. September – 23. Sonntag im Jahreskreis, Lk 14, 25-33

Viele Menschen begleiteten ihn (Jesus); da wandte er sich an sie und sagte: Wenn jemand zu mir kommt und nicht Vater und Mutter, Frau und Kinder, Brüder und Schwestern, ja sogar sein eigenes Leben gering achtet, dann kann er

nicht mein Jünger sein. Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein.

Wenn einer von euch einen Turm bauen will, setzt er sich dann nicht zuerst hin und rechnet, ob seine Mittel für das ganze Vorhaben ausreichen? Sonst könnte es geschehen, dass er das Fundament gelegt hat, dann aber den Bau nicht fertig stellen kann. Und alle, die es sehen, würden ihn verspotten und sagen: Der da hat einen Bau begonnen und konnte ihn nicht zu Ende führen.

Oder wenn ein König gegen einen anderen in den Krieg zieht, setzt er sich dann nicht zuerst hin und überlegt, ob er sich mit seinen zehntausend Mann dem entgegenstellen kann, der mit zwanzigtausend gegen ihn anrückt? Kann er es nicht, dann schickt er eine Gesandtschaft, solange der andere noch weit weg ist, und bittet um Frieden.

Darum kann keiner von euch mein Jünger sein, wenn er nicht auf seinen ganzen Besitz verzichtet.

Das Salz ist etwas Gutes. Wenn aber das Salz seinen Geschmack verliert, womit kann man ihm die Würze wiedergeben? Es taugt weder für den Acker noch für den Misthaufen, man wirft es weg. Wer Ohren hat zum Hören, der höre!

„Sein eigenes Leben gering achten.“ – Was ist das für ein Begehrt? Für mich klingt das schon mehr nach einer Kirchensprache, wie sie gegen Ende des ersten Jahrhunderts entwickelt und im Verlauf der Jahrhunderte zur Hochblüte getrieben wurde. Aber nicht von Jesus sondern von den Kirchenvätern, Bischöfen und selbst ernannten Eiferern. Es kann sich natürlich auch um einen Übersetzungsfehler oder eine Begriffsmetamorphose handeln. Gering achten? Damit könnte gemeint sein: für wertlos halten, verabscheuen, verleugnen, hintansetzen, ... Wenn ich mein Leben für wertlos halte, dann wäre es doch nicht lebenswert. Wenn ich es verabscheue, dann wäre es doch besser, ihm ein Ende zu setzen. Es zu verleugnen geht doch gar nicht. Ich kann nicht sagen: Das ist nicht mein Leben. Der Begriff „hintansetzen“ könnte noch am besten zur Lehre Jesu passen. Mit Hintansetzen verbinde ich, dass wir uns der Verantwortung gegenüber dem Leben eines anderen bewusst werden sollen. Und wenn nötig, werde ich – oft entgegen meines wachen Geistes – in der Not einem anderen beistehen. Es gibt genügend Beispiele, wo sich jemand selbst in Gefahr gebracht hat, um seinem Nächsten zu helfen. Er tut dies aber nicht, weil er sein Leben für wertlos hält, sondern weil er das Leben des anderen genauso wertvoll findet wie sein eigenes.

Über das Kreuz habe ich schon einmal sinniert. Über Jahrhunderte lehrte und verlangte die Kirche Verzicht, Buße, Reue, Untertänigkeit, ja sogar Selbstaufgabe. Wie schaute es damit jedoch in den oberen Etagen aus? Wie viele Menschen dachten, mit Selbstgeißelung Jesu Nachfolge anzutreten, sich einen Platz im Himmelreich zu ergattern? Kann es sein, dass Jesus von seinen Jüngern verlangt hat, dass sie sich schlecht machen, schlechter als sie es ohnehin waren?

Wie ein Damoklesschwert steht die enge Tür zum Reich Gottes drohend da. Darüber steht: „Du kommst hier nicht herein!“ Was muss ich alles tun, um es doch zu schaffen? – Mich aufgeben, mich schlagen, mich verleugnen?

Nein, aus dem Jubelruf, Diener unsrer Freude zu sein, muss unser Bemühen dahin gehen, die Worte der Bergpredigt in uns lebendig zu machen. Wer das kann und dadurch schon den Himmel auf Erden erlebt, wird mit ziemlicher Sicherheit ins himmlische Paradies, sofern er an dieses glaubt, gelangen, denke ich. Freilich habe ich mich stets selbst zu prüfen aber nicht zu prügeln; das hilft weder mir noch meinem Nächsten und kann daher nicht die Nachfolge Jesu sein. Soviel auch zu Lukas' Gleichnissen mit dem Hausbauer und dem kriegesischen König.

Das Wort Jesu und mein Handeln danach muss mein Fundament sein. Schade, dass ich es erst mühsam ausgraben muss. Wer Verstand hat und nicht gleichgültig ist, der grabe!

15. September – 24. Sonntag im Jahreskreis, Lk 15, 1-10

Alle Zöllner und Sünder kamen zu ihm, um ihn zu hören. Die Pharisäer und Schriftgelehrten empörten sich darüber und sagten: Er gibt sich mit Sündern ab und isst sogar mit ihnen.

Da erzählte er ihnen ein Gleichnis und sagte: Wenn einer von euch hundert Schafe hat und eines davon verliert, lässt er dann nicht, die neunundneunzig in der Steppe zurück und geht dem verlorenen nach, bis er es findet? Und wenn er es gefunden hat, nimmt er es voll Freude auf die Schultern, und wenn er nach Hause kommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen und sagt zu ihnen: Freut euch mit mir; ich habe mein Schaf wiedergefunden, das verloren war. Ich sage euch: Ebenso wird auch im Himmel mehr Freude herrschen über einen einzigen Sünder, der umkehrt, als über neunundneunzig Gerechte, die es nicht nötig haben umzukehren.

Oder wenn eine Frau zehn Drachmen hat und eine davon verliert, zündet sie dann nicht eine Lampe an, fegt das ganze Haus und sucht unermüdlich, bis sie das Geldstück findet? Und wenn sie es gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarn zusammen und sagt: Freut euch mit mir; ich habe die Drachme wiedergefunden, die ich verloren hatte. Ich sage euch: Ebenso herrscht auch bei den Engeln Gottes Freude über einen einzigen Sünder, der umkehrt.

Nun ist der lukanische Bericht vom „Verlorenen“ vollzählig: Der verlorene Sohn, das verlorene Schaf und die verlorene Drachme. Die Schafgeschichte hatte er dem Matthäus entnommen (Mt 18, 12-14), die andren im übertragenen Sinn dazugedichtet. Es sind schöne, beruhigende Erzählungen. Mir geht es

zumindest so, weil ich mich oft wie ein „verirrtes Schaf“ fühle. Geht es Ihnen auch so?

Aber zuerst zu den Zöllnern und Sündern. Der Begriff „Sünder“ war damals zuerst einmal für alle Nichtjuden gebräuchlich. Für den religiösen Juden waren das Heiden, denen der Himmel verschlossen war. Man sollte sie natürlich nicht zu den verlorenen Schafen zählen, denn sie hatten ja niemals zur jüdischen Herde gehört. Aber ich weiß nicht, ob Lukas das so differenziert gesehen hat.

Tatsache ist, dass Zöllner als korrupte Betrüger galten, und zu den Sündern sicherlich auch die Dirnen, vielleicht sogar die Ausgestoßenen, die körperlich und seelisch Kranken (Besessenen) zugeordnet wurden. Mit ihnen gibt sich der Wanderprediger ab. Lukas verstärkt die Beziehung noch, indem er Jesus mit ihnen essen lässt. Gemeinsam essen zeugt von einer freundschaftlichen oder engen Beziehung. Ich lade nicht jeden ein, mit mir gemeinsam zu essen. Freilich kann ein gemeinsames Mahl auch einer Geschäftsbeziehung dienlich sein, einem guten Abschluss und gutes Geld bringen. Ich denke, dass Jesus in diesen Menschen gute Zuhörer gefunden hat. Da waren ja oft keine sozialen Grundlagen bei ihnen vorhanden; Jesus klärt sie auf wie kleine Kinder, und die hängen an seinen Lippen. Diese Menschen leiden unter der Voreingenommenheit ihrer Umgebung. So behandelt, haben viele ihre Würde verloren. Jesus zeigt ihnen Wege, sie wieder zu erlangen. Als erster gibt er ihnen das Gefühl, Würde zu haben; sie ist nur überdeckt von Selbstzweifel, der oft auch aus einem schlechten Gewissen kommt. Wer das nicht hat, der kommt ohnehin nicht zum Prediger.

Jesus geht auf jeden ein, und da kommen wir zu den Schafen. Das verlorene Tier ist dem Schäfer so wichtig (so würdevoll), dass er es suchen muss. Er hofft, dass die 99 andren jeder aufs andre aufpasst. Denken wir einmal, warum sich dieses eine verirrt hatte. Es wird sich ja nicht ohne Grund von der Herde abgesondert haben. Hat es womöglich besonders wohlschmeckende Kräuter gesucht? Hat es vielleicht eine Quelle gesucht, weil es Durst hatte? Wurde es von andren seelisch verwundet und ging deshalb beleidigt weg? Wir wissen es nicht. Im übertragenen Sinn könnten die duftenden Kräuter auf ein Leben in Saus und Braus hindeuten. Die Quelle auf ein Verlangen von etwas, was das Leben bisher nicht bieten konnte. Die Verwundung auf eine Flucht vor weiteren bösen Worten und Nichtverständnis der andren für seine Situation. Und dann kommt eben die Erkenntnis, dass die Freude über eine Rückkehr umso größer ist. Geht es uns nicht manchmal genauso, wie dem verlorenen Schaf?

Ich denke, dass Menschen, die Gott einmal aus irgendeinem Grund aus ihrem Leben gestrichen haben aber ihn aus einem oft nicht erklärbaren Grund wiederfinden, dass diese ihn und die Geborgenheit in ihm noch viel mehr spüren als vorher. Wenn ich müde und abgespant bin, erlebe ich den Genuss einer

wohltuenden Dusche wesentlich intensiver, als wenn ich sie benütze, um mich halt einfach zu reinigen.

Der Schluss dieser beiden Geschichten ist für mich wesentlich angenehmer, wenn ich mich im verlorenen Tier finde. Mir kann nichts passieren. Ich darf immer in die offenen Arme Gottes laufen. Aber seine und meine Freude wird größer sein, wenn er für mich und ich für ihn verloren war, und ich ihn sowie er mich wiedergefunden hat. Alles klar?!

22. September – 25. Sonntag im Jahreskreis, Lk 16, 10-13

Ich sage euch: Macht euch Freunde mit Hilfe des ungerechten Mammons, damit ihr in die ewigen Wohnungen aufgenommen werdet, wenn es (mit euch) zu Ende geht.

Wer in den kleinsten Dingen zuverlässig ist, der ist es auch in den großen, und wer bei den kleinsten Dingen Unrecht tut, der tut es auch bei den großen. Wenn ihr im Umgang mit dem ungerechten Reichtum nicht zuverlässig gewesen seid, wer wird euch dann das wahre Gut anvertrauen?

Und wenn ihr im Umgang mit dem fremden Gut nicht zuverlässig gewesen seid, wer wird euch dann euer (wahres) Eigentum geben?

Kein Sklave kann zwei Herren dienen; er wird entweder den einen hassen und den anderen lieben, oder er wird zu dem einen halten und den anderen verachten. Ihr könnt nicht beiden dienen, Gott und dem Mammon.

Der erste Satz dieses Bibeltextes bezieht sich auf die Geschichte vom klugen Verwalter (Verse 1-8) und fasst die Quintessenz dessen zusammen. Sie kennen diese so verstörenden Verse, wo von einem Verwalter die Rede ist, der das Vermögen seines Herrn verschleudert haben soll und in seiner Not den Schuldner des Herrn die Schulden teilweise erlässt – das heißt, er macht sich Freunde. Obwohl er nun tatsächlich des Herrn Vermögen für seinen Vorteil nützt und verteilt, lobt ihn sein Herr und meint: Die Kinder dieser Welt sind im Umgang mit ihresgleichen klüger als die Kinder des Lichtes. Sein Rat an alle ist, sich zur rechten Zeit Freunde mithilfe des ungerechten Mammons zu machen, ehe es zu spät ist, damit ihr ins Paradies kommt. (nachzulesen bei Mt 16, 1-10)

Ins Auge sticht der Begriff „Mammon“. Im aramäischen bedeutete das Wort mammon soviel wie Vermögen oder Besitz. Obwohl im lateinischen „Besitz“ (Vermögen) possessio heißt, wurde es in der Vulgata als mamona übernommen, worauf Luther es ebenfalls nicht übersetzte. So blieb es bei Mammon und bei der von den Evangelisten bereits abwertenden Erklärung: ein unredlich erworbener Besitz bzw. ein unmoralisch verwendeter Reichtum. Eine weitere Erklärung, die gut zur Textstelle passt ist folgende: Mammon ist das, „worauf

jemand vertraut“. Das kann positiv oder negativ ausgelegt werden. Meist ist es im Zusammenhang „Dem ist nur sein Geld wichtig, sonst nichts“ zu verstehen.

Wenn es mit euch zu Ende geht, wenn ihr nichts mehr habt, worauf ihr vertrauen könnt, dann macht euch Freunde beim ungerechten Mammon. Was ist da gemeint um Gottes Willen? Ich weiß es auch nicht, aber ich vermute, dass mit dem ungerechten Mammon unsre Verfehlungen gemeint sein könnten, mit denen wir uns selbst und uns auch mit den andren versöhnen sollen. Wenn wir unsre Schuld eingesehen haben, und es uns leid tut, dann sind wir frei, zu allen jenen hinzugehen und uns bei ihnen zu entschuldigen. Das könnte erklären, warum der untreue Knecht zu den Schuldnern des Herrn geht, um ihnen zumindest einen Teil der Schuld nachzulassen. Was wir einem andren angetan haben, kann dieser uns verzeihen, aber er muss es nicht vergessen. Vielleicht ist das, was ich da schreibe, weit hergeholt, aber mir fällt keine andre Erklärung ein.

Jeder, der in einem Mehrparteienhaus wohnt, kann ein Lied davon singen, mit wie wenig Verantwortung auf das allgemeine Gut geschaut wird. Ich denke nicht, dass es in den Wohnungen so aussieht wie im Stiegenhaus, im Abstellraum oder im Müllraum. Wie geht dann jemand erst mit fremdem Gut um, für das er verantwortlich ist? Vielen ist gar nicht bewusst, dass sie sich im Prinzip selbst schaden. Aber was soll die Jammerei.

Was könnte bloß mit „ungerechtem Reichtum“ gemeint sein? Wir kennen es: Talente sind wahrhaftig ungerecht verteilt. Das beginnt schon beim Äußerlichen. Was kann jemand dafür, nicht mit Schönheit ausgestattet oder vielleicht ein Krüppel zu sein. Wieso sind manche mit vielen Talenten ausgestattet, und andre mit nur wenigen? Wie geht einer mit seinen Talenten um? Nützt er sie zum Wohl oder zum Schrecken für seine Mitmenschen? Kann ich einem Menschen vertrauen, der sein wirtschaftliches Talent dazu ausgenützt hat, sich auf Kosten anderer zu bereichern? Lukas meint wahrscheinlich, dass Gott einem reuelosen Sünder kaum die ewigen Freuden (das wahre Eigentum) verleihen wird, wenn dieser nicht einmal mit den kleinen Geschenken Gottes das Richtige getan hat. Kurz gesagt: Was hast du mit deiner Macht, die dir gegeben wurde, angefangen? Hast du sie gar benützt, um andren zu schaden? Warum soll ich dir dann die höhere Macht geben? Jeder weiß nicht mit der Verantwortung umzugehen, die ihm eine machtvolle Position verschafft. Nicht einmal eine gar nicht geringe Anzahl von Priestern oder Politikern, wie die Missbrauchs- und Korruptionsfälle beweisen.

Viele kennen das Pauliprinzip, aber nur wenige das Peterprinzip. Während das Pauliprinzip (oder besser Pauliverbot) mit der Physik zu tun hat, beschreibt das Peterprinzip einen rein menschlichen Zustand. Kurz gesagt kann man es so erklären: Zur Unfähigkeit befördert. Die lange Version dieser These: „Jedes

Mitglied einer ausreichend komplexen Hierarchie wird so lange befördert, bis er das Maß seiner absoluten Unfähigkeit erreicht hat. Somit hat er auch das Maximum seiner Karriereleiter erreicht; es gibt keine weiteren Beförderungen. Nach einer gewissen Zeit wird jede Position von einem Mitarbeiter besetzt sein, der unfähig ist, seine Aufgabe zu erfüllen.“ Sie haben sofort an ihre Firma oder an die Politik gedacht, stimmst’s?

Diese These widerspricht dem Lukas, denn viele sind bei den kleinen Dingen (ihrer angestammten Arbeit) oft sehr tüchtig. Schwierig wird es für sie erst, wenn sie für größere und große Dinge zuständig sein sollen. Im Alltagsleben haben alle das Peterprinzip am eigenen Leib erfahren; entweder aus der unteren oder der oberen Position. Freilich kommt dann noch dazu, dass von unten es immer leichter ist, die da oben zu kritisieren.

Das Evangelium hat aber weder mit der Wirtschaft, noch mit der Kirche oder der Politik zu tun. Was will uns Lukas sagen?

Wer in seinem Leben die vielen Chancen nicht nützt, die ihm Gott anbietet, der verpasst die letzte, die große Chance. Nur wer seine ihm gegebenen Möglichkeiten (Talente) nützt, wird den ewigen Lohn für seine Bemühungen erhalten.

Und im Schlusssatz kommt der Evangelist wieder auf den Mammon zurück. Wie in so manch anderer Bibelstelle, wird auf das eingegangen, was uns oft zurückhält, uns abhält, ein philanthropisches Leben zu führen: Es ist der schnöde Mammon. Je mehr einer davon hat, desto schwieriger wird es für ihn, weil Gier, Neid und Verlustangst sich wie Fesseln an ihn legen und ihn erlahmen lässt.

Am Ende schreibt Lukas von dem Diener, der nicht zwei Herren gleichzeitig zu Diensten sein kann. Es ist nur ein Bild und hat mit dem realen Leben nichts zu tun. Ich denke wohl, dass jemand zwei Herren gleichzeitig dienen und schätzen kann. Was Lukas meint, ist aus jedermanns Erfahrung tatsächlich nur sehr schwer möglich: Gott und der Gier nach Reichtum und Macht, Gott und dem Mammon. Wer diesen Spagat schafft, dem gebührt wirklich Ruhm und Ehre.

29. September – 26. Sonntag im Jahreskreis, Lk 16, 19-31

Es war einmal ein reicher Mann, der sich in Purpur und feines Leinen kleidete und Tag für Tag herrlich und in Freuden lebte. Vor der Tür des reichen aber lag ein armer Mann namens Lazarus, dessen Leib voller Geschwüre war. Er hätte gern seinen Hunger mit dem gestillt, was vom Tisch des Reichen herunterfiel. Stattdessen kamen die Hunde und leckten an seinen Geschwüren. Als nun der

Arme starb, wurde er von den Engeln in Abrahams Schoß getragen. Auch der Reiche starb und wurde begraben. In der Unterwelt, wo er qualvolle Schmerzen litt, blickte er auf und sah von weitem Abraham, und Lazarus in seinem Schoß. Da rief er: Vater Abraham, hab Erbarmen mit mir und schick Lazarus zu mir; er soll wenigstens die Spitze seines Fingers in Wasser tauchen und mir die Zunge kühlen, denn ich leide so große Qual in diesem Feuer. Abraham erwiderte: Mein Kind, denk daran, dass du schon zu Lebzeiten deinen Anteil am Guten erhalten hast, Lazarus aber nur Schlechtes. Jetzt wird er dafür getröstet, du aber musst leiden. Außerdem ist zwischen uns und euch ein tiefer, unüberwindlicher Abgrund, sodass niemand von hier zu euch oder von dort zu uns kommen kann, selbst wenn er wollte. Da sagte der Reiche: Dann bitte ich dich, Vater, schick ihn (wen?) in das Haus meines Vaters! Denn ich habe noch fünf Brüder. Er soll sie warnen, damit nicht auch sie an diesen Ort der Qual kommen. Abraham aber sagte: Sie haben Mose und die Propheten, auf die sie hören. Er erwiderte: Nein, Vater Abraham, nur wenn einer von den Toten zu ihnen kommt, werden sie umkehren. Darauf sagte Abraham: Wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht.

Schon als Kind war ich von dieser Bibelstelle fasziniert. Wie in meinen Lieblingsmärchen wird das Gute belohnt und das Böse bestraft. Natürlich habe ich die Lukasgeschichte nur so weit verstanden, bis Abraham nach Erlösung fleht. Das Weitere war für mich als Kind nicht interessant.

Lukas teilt den Juden wieder einmal Ohrfeigen aus. Diese Klatschen sind die eindeutigen Bezüge zu Jesus. Der Evangelist lässt jede Erklärung oder Bezeichnung weg; jeder soll sich selbst seinen Reim daraus machen. *Dann bitte ich dich, Vater, schick ihn in das Haus meines Vaters.* Wen, ihn? Lazarus, aber eindeutig ist Jesus, der Leidensmann, gemeint. Gott soll Jesus in das Haus seines Vaters – nach Israel – senden.

Der Arme hat einen Namen, der Reiche ist namenlos. Ist ja auch nicht notwendig, denn das Haus des Vaters ist Palästina, genau genommen: Judäa. Wir können uns den Namen des Reichen aussuchen: Efraim, Benjamin, Juda, Simeon, Ruben oder Gad. Woher ich diese Vermutung nehme? Der Reiche spricht von fünf Brüdern; sechs Stämme bewohnen Judäa.

Was muss das bei den Juden ausgelöst haben, dass nicht nur einer leiden muss, sondern sie alle den Qualen der Unterwelt ausgesetzt sein werden. Mit Unterwelt ist das Reich des Todes gemeint, wo alle Toten landen. Sie hat nach damaliger Auffassung aber einen Raum für die guten Seelen und einen Raum für die bösen. Verschärft wird die Strafe für die Bösen (die Reichen – die Juden) dadurch, dass sie zu den Guten hinübersehen, aber nicht hinüberkommen können. Das ist sehr wichtig, weil die Urchristen sich als einzig Rechtgläubige

und als Himmelserben gesehen haben. Schaut nur auf uns, ihr Juden, und ärgert euch. Jetzt ist es aber zu spät.

Geht Lukas sogar so weit, dass er die jüdische Religion infrage stellt? *Sie haben Mose und die Propheten, auf die sie hören.* Nun, wenn ihr auf die hört, müsst ihr doch mit Feuer bestraft werden. Oder hört ihr vielleicht gar nicht richtig auf sie? Ich denke, dass der Evangelist eher das Zweite meint, denn Jesus hat sich doch oft auf den Tanach bezogen. Dies wird zum Schluss der Bibelstelle auch deutlich, denke ich.

Allerdings wird es vorher noch rätselhafter, wenn der Arme meint, dass die Juden alle umkehrten, *wenn einer von den Toten zu ihnen kommt.* Das kann nur aus dem Wunsch des jüdischen Volkes nach einem Messias in Form von Mose oder Elija kommen. Immer wieder ist dieser Wunsch da.

Lukas lässt Abraham deutlich werden: *Wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht.* Jesus, unser Messias, wurde also von den Juden nicht erkannt, obwohl ihn Gott auferweckt hat. Für die Juden ein Ärgernis, für die Christen Zeichen innerer Erlösung. Das passt einfach nicht zusammen.

Wir bekommen also hier ein weiteres Beispiel von dieser Trennung, der bereits vollzogenen Abspaltung der Christen vom Judentum. Noch im Gymnasium dachte ich, Jesus sei Christ gewesen, da ich nichts anderes gehört habe.

Es ist schon seltsam, wie wenig sich eine gemeinsame Wurzel auf die Äste eines Baumes auswirkt. Sie ist es jedoch, der die Teile über dem Boden mit allem versorgt, was sie brauchen. Wenn die Äste sich dessen bewusst wären, könnten sie doch gar nicht anders als gemeinsam in den Schoß Abrahams zurückzukehren. So lang aber jeder Ast denkt, er sei der einzig richtige und wichtige, wird nichts daraus werden. Aber zumindest lassen sich heutzutage die Äste gegenseitig gelten und ziehen nicht mehr mit der Hacke aus, um sich gegenseitig abzuschlagen. Schrecklich, dann würden nämlich auch Stamm und Wurzel, ihrer Bestimmung beraubt, zugrunde gehen. Jesus war zeitlebens Jude, er hatte aus der jüdischen Religion heraus gelehrt. Was heißt das für uns und für unsre Religion, meine Kirche, die ich über alle Maßen schätze?

6. Oktober – 27. Sonntag im Jahreskreis, Lk 17, 5-10

Die Apostel baten den Herrn: Stärke unseren Glauben! Der Herr erwiderte: Wenn euer Glaube auch nur so groß wäre wie ein Senfkorn, würdet ihr zu dem Maulbeerbaum hier sagen: Heb dich samt deinen Wurzeln aus dem Boden und verpflanz dich ins Meer!, und er würde euch gehorchen.

Wenn einer von euch einen Sklaven hat, der pflügt oder das Vieh hütet, wird er etwa zu ihm, wenn er vom Feld kommt, sagen: Nimm gleich Platz zum Essen? Wird er nicht vielmehr zu ihm sagen: Mach mir etwas zu essen, gürt dich und bediene mich; wenn ich gegessen und getrunken habe, kannst auch du essen und trinken. Bedankt er sich etwa bei dem Sklaven, weil er getan hat, was ihm befohlen wurde? So soll es auch bei euch sein: Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen wurde, sollt ihr sagen: Wir sind unnütze Sklaven; wir haben nur unsere Schuldigkeit getan.

Meiner Meinung nach handelt es sich hier wieder um den „zweigeteilten Lukas“. Im ersten Teil schreibt er von Jesus und lässt ihm sagen, dass der Glaube un“glaubliche“ Dinge vollbringen könnte, wenn er denn unglaublich groß wäre. Den Begriff „unglaublich“ unmittelbar mit dem Begriff Glaube zu verwenden, ist schlicht und einfach nicht möglich, weil „unglaublich“ im wahrsten Sinn des Wortes „nicht glauben“ bedeutet. Der Glaube kann also gewaltige, erstaunliche Dinge vollbringen, ja sogar Unfassbares (für unsren Verstand nicht Fassbares) erreichen. Gott – unfassbar – Glaube, das ist es!

Der Glaube, *er würde euch gehorchen*, meint Jesus. Damit wird das angesprochen, was ich schon öfter zu erklären versucht habe. Mein Glaube drückt meine Beziehung zu Gott aus. Er ist daher ganz persönlich. Mein Glaube kann nicht dein Glaube sein. Jedes Individuum hat genauso wie seine DNA seinen individuellen Glauben. Der Glaube gehorcht uns. Wir gehen ja die Beziehung mit Gott ein und können daher auch die Intensität festlegen. Ich kann Gott ganz und gar in meine Leben holen, von Zeit zu Zeit (z. B. wenn ich in Nöten bin), oder ganz aus meinem Leben verbannen. Gott drängt sich mir nicht auf. Natürlich beeinflussen meine Erziehung, meine religiöse Bildung und meine erworbenen Lebensweisheiten auch meinen Glauben. Es liegt an jedem Einzelnen, immer wieder zu prüfen, wie es mit seiner Beziehung zu Gott steht,

Im zweiten Teil der Bibelstelle erzählt Lukas ein Gleichnis. Das macht er oft und gern. Manches Mal hätte er seine Gleichnisse auch erklären müssen; vielleicht mit einem Gleichnis. Im ersten Augenblick stößt die heutige Geschichte ab. So ein Verhältnis zwischen Herrn und Diener ist uns heute fremd, daher müssen wir es mit den Augen der damaligen Zeit sehen.

Ein Sklave war rechtlos. Wir wundern uns, dass Jesus die Sklaverei nicht abgeschafft hat? Auch er war ein Kind seiner Zeit. Uns würde vielleicht besser gefallen, wenn der Herr, der sich im Gleichnis vorn und hinten bedienen lässt, Jesus nachfolgend, den Spieß umgedreht und den müden Knecht verwöhnt hätte. Nein, Lukas schreibt das nicht. Ihm geht ja es nur um die Beziehung Mensch – Gott.

Im Gegensatz zu Gott sind wir Sklaven meint Lukas, sogar unnütze Sklaven. Das verstört doch einigermaßen, oder? Die jüdische Religion hat von Anfang an von ihren Anhängern die totale Unterwerfung gegenüber Gott gefordert. Gott über den Weg zu laufen war nahezu unmöglich. Nur auserwählten Personen begegnete er, um ihnen einen Auftrag zu erteilen. Gott zu schauen war tödlich. Dies war für die Menschen auch der Grund, dass Gott Boten zu ihnen sendet: Propheten und Engel. Die Israeliten waren das erste Volk der Erde, das Gott als nicht abbildbares Wesen bezeichnet hat. Aus dieser devoten Unterordnung entstanden mit der Zeit viele Gesetze und Rituale.

War früher eben die Beziehung zu Gott eine verordnete und dieser unsichtbare Gott jener, der den Israeliten unvorstellbare Siege beschert hat, unvorstellbar grausam mit ihren Feinden umgegangen ist, aber auch sein Volk schwerst bestraft hat, wenn es seinen Namen achtlos ausgesprochen, sich seinen Befehlen widersetzt hat, so hat sich im Christentum ein großer Wandel vollzogen. Jesus, Gottes Mittler zwischen ihm und den Menschen, wurde zu einem begreifbaren Gott gemacht. Gott war auf einmal nicht mehr der ferne Machtpol, der belohnt und bestraft wie es ihm gefällt, sondern ein liebendes Wesen, die Liebe selbst. Unter anderem war dies eine wichtige Botschaft Jesu; Gott liebt vor allem. Die Folge war, dass die Kluft zwischen der Allmacht und der Ohnmacht kleiner geworden ist.

Im Laufe der Jahrhunderte gab es in dieser Beziehung ein Breiter- und Kleinerwerden dieser, sagen wir, entmilitarisierten Zone. Jesu Botschaft von einem liebenden Gott war aber sehr tief in die Herzen der Menschheit gedrungen. Sie war da, auch wenn sie von den Kirchenpersönlichkeiten mit Regeln zugedeckt worden war. Trotzdem wurden Selbstgeißelung und strengste Buße praktiziert. Auch die Theologie ging eigene Wege, die nicht immer mit der Lehre der Kirche übereinstimmte.

Heute verstehen wir unter Buße etwas anderes, wir züchtigen unseren Körper normalerweise auch nicht mehr sondern unternehmen den Tilgungsversuch unserer Unvollkommenheit, indem wir uns sozial engagieren und denen helfen, die unsere Hilfe brauchen. So seltsam es vielleicht auch klingen mag: In Jesus ist uns Gott Bruder geworden. Ich weiß, das ist ein starkes Wort. Wir glauben nicht mehr an ein Wesen hoch oben thronend und über allem erhaben, sondern an einen, der uns in unserem Nächsten tagtäglich begegnet. Wir sind keine Sklaven mehr von einem himmlischen Herrscher, der unsichtbar ist, wir sehen die Würde des anderen und können daraus den Grad unserer eigenen Würde ablesen. Die Kluft zwischen Gott und dem Menschen ist verschwunden, weil wir Gott schon im irdischen Leben als winziges Teilchen in uns tragen. So hoffen wir, dass wir einmal in ihm aufgehen werden, wie es mit Jesus geschehen ist.

Aber vorerst einmal heißt es, Gott mit aller Demut in mein Leben aufzunehmen, meinen Glauben zu stärken.

13. Oktober – 28. Sonntag im Jahreskreis, Lk 17, 11-19

Auf dem Weg nach Jerusalem zog Jesus durch das Grenzgebiet von Samarien und Galiläa. Als er in ein Dorf hineingehen wollte, kamen ihm zehn Aussätzige entgegen. Sie blieben in der Ferne stehen und riefen: Jesus, Meister, hab Erbarmen mit uns! Als er sie sah, sagte er zu ihnen: Geht, <zeigt euch den Priestern!> Und während sie zu den Priestern gingen, wurden sie rein. Einer von ihnen aber kehrte um, als er sah, dass er geheilt war, und lobte Gott mit lauter Stimme. Er warf sich vor den Füßen Jesu zu Boden und dankte ihm. Dieser Mann war aus Samarien. Da sagte Jesus: Es sind doch alle zehn rein geworden. Wo sind die übrigen neun? Ist denn keiner umgekehrt, um Gott zu ehren, außer diesem Fremden? Und er sagte zu ihm: Steh auf und geh! Dein Glaube hat dir geholfen.

Woche für Woche hören wir von den Ohrfeigen die Jesus an die Juden austeilt; auch heute. Es war eben die Hochblüte der Abkapselung der sogenannten Urchristen von den Juden. Eine neue Religion war im Entstehen. Davon zeugen die Dokumente: Evangelien, paulinische und andre Briefe. Es war daher wichtig, zu betonen, wo keine Schnittpunkte zwischen den beiden Religionen sind. Unter diesen Voraussetzungen schrieb Lukas seine Texte.

Aussatz (Lepra, Morbus Hansen – nach Gerhard Hansen, Norwegen, der 1873 den mikroskopischen Beweis für die Krankheit erbrachte) ist eine nur schwach ansteckende Infektionskrankheit. Auch wenn die Lepra seit 130 Jahren in Europa nicht mehr diagnostiziert werden konnte (Man nimmt an, dass die Kreuzzüge an der Einschleppung Schuld hatten.), tritt sie in Asien, Ozeanien, Afrika und Südamerika heute noch auf. 1993 gab es dort insgesamt über zwei Millionen Leprakranke. Bis heute ist die Zahl aber sehr stark gesunken; wahrscheinlich deshalb, weil die Hygiene erdweit große Fortschritte macht. Der Aussatz wurde sogar bei einem Fund 4 000 vuz festgestellt.

Da vor Zeiten jeglicher medizinischer Einsatz gegen die Krankheit nicht möglich war, wurden Kranke abgesondert und es galt das Berührungsverbot. Zum ersten Mal wird Aussatz im Exodus (2. Buch Mose) erwähnt, wo Mose Gott fragt, was er tun soll, wenn ihm sein Volk nicht glaubt. Das gehört zu jener Stelle, in der Gott ihm rät und anleitet, verschiedene Wunder vor den Israeliten zu tun. Im 3. Buch Mose (Levitikus) wird in den Kapiteln 13 bis 15 festgelegt, dass Priester die Untersuchung vorzunehmen haben sowie die Rituale der Absonderung, der darauffolgenden Reinigung und der Opfer nach möglicher Heilung.

Diese Unberührbaren – und damit komme ich zum heutigen Evangelium zurück – litten also nicht nur unter ihrer Krankheit sondern viel mehr seelisch unter der Ausstoßung aus der Gesellschaft. Vonseiten der Eindämmung dieser Krankheit war diese Maßnahme freilich gut. Jesus, das berichten sämtliche Evangelisten, hat Mitleid mit solchen Menschen. Konnte Jesus vielleicht schon erkannt haben, dass die meisten Krankheiten psychosomatisch bedingt sind. Jesus, so denke ich, war ein Seelenheiler; das körperliche kam dann von selbst.

Bei den Juden galt Krankheit als Strafe Gottes. Jesus weiß, ein Kranker braucht zuerst einmal ein Seelenelexier und nicht die Tabletten. Wie ist das bei einer sehr häufigen Krankheit heute? Wer seelisch auf der Höhe ist, braucht keine Drogen, ob Heroin, Haschisch oder Alkohol.

Jesus folgt dem Gesetz Mose und sagt, dass sich die Kranken den Priestern zeigen sollen. Sie wurden nicht auf der Stelle rein sondern erst auf dem Weg. Einer merkt, während er geht, dass er rein geworden ist und – jetzt kommt die Ohrfeige – geht offenbar nicht zu den Priestern. Er kehrt auf dem Weg dorthin um, weil ihm klar geworden ist, wer ihn geheilt hat. Wer? Jesus, der ihn seelisch geheilt und Gott (sein Glaube). Der Samariter verstößt wissentlich gegen das Gesetz Mose. Und er bekommt deswegen keine Rüge von Jesus.

Die nächste Ohrfeige ist die Bemerkung, woher dieser Mann stammte. Wir wissen es schon, er war ein, in den Augen der Juden, Ungläubiger. Am Schlimmsten aber muss daher für einen Juden der letzte Satz klingen: Dein Glaube hat dir geholfen.

Uns bleibt wieder einmal die Erkenntnis: Jeder von uns kann heilen. Ich brauche kein Medizinstudium, wenn ich einem Kranken meine Zuneigung zeige und ihm nicht aus dem Weg gehe. Wenn ich versuche im Leid zu trösten. Ich meine, dass nicht jeder eine psychotherapeutische Ausbildung braucht, um seinen Nächsten mit seiner ganzen Empathie zu umarmen, einen Einsamen aufzunehmen, wenn er das möchte. Dazu muss ich wahrscheinlich meine Voreingenommenheit, mein stures Denken in Kategorien ablegen. Ich muss mich innerlich frei machen, dass ich auf den andren zugehen kann. Jeden Tag sollte ich überlegen: Wer könnte mich brauchen? Wem kann ich helfen? Kann ich jemandem zeigen und sagen, wie großartig und wertvoll, wie wichtig er ist? „Die menschliche Seele ist so zerbrechlich; sie ist es wert geliebt zu werden.“ Ich muss nur aufpassen, dass ich in meinem Eifer niemand erdrücke.

20. Oktober – 29. Sonntag im Jahreskreis, Lk 18, 1-8

Jesus sagte ihnen durch ein Gleichnis, dass sie allezeit beten und darin nicht nachlassen sollten: In einer Stadt lebte ein Richter, der Gott nicht fürchtete und auf keinen Menschen Rücksicht nahm. In der gleichen Stadt lebte auch eine Witwe, die immer wieder zu ihm kam und sagte: Verschaff mir Recht gegen meinen Feind! Lange wollte er nichts davon wissen. Dann aber sagte er sich: Ich fürchte zwar Gott nicht und nehme auch auf keinen Menschen Rücksicht; trotzdem will ich dieser Witwe zu ihrem Recht verhelfen, denn sie lässt mich nicht in Ruhe. Sonst kommt sie am Ende noch und schlägt mich ins Gesicht. Und der Herr fügte hinzu: Bedenkt, was der ungerechte Richter sagt! Sollte Gott seinen Auserwählten, die Tag und Nacht zu ihm schreien, nicht zu ihrem Recht verhelfen, sondern zögern? Ich sage euch: Er wird ihnen unverzüglich ihr Recht verschaffen. Wird jedoch der Menschensohn, wenn er kommt, auf Erde (noch) Glauben vorfinden?

Dies ist wieder so ein Gleichnis des Lukas, das ich ganz anders geschrieben hätte. Ich weiß, der Evangelist will anhand von übertrieben dargestellten Personen Spannung erzeugen und Gegensätze aufzeigen, aber in dieser Form verwirrt er mich bloß. Ich weiß, worum es geht, was er mir sagen will, aber ich verstehe zum Beispiel nicht, wie er Gott mit jenen Attributen ausstatten kann, wie er sie beim Richter verwendet. Aber alles schön der Reihe nach!

Ein Richter, der auf keinen Menschen Rücksicht nimmt, ist ein Egoist, ein Narzisst oder sonst ein ichbezogener, arroganter Kerl und als solcher fehl am Platz. Gerade ein Rechtsprecher muss auf Menschen eingehen können. Nun gut. Er, nicht die Witwe hat Angst. Seine ist sogar so groß, dass er sich vor Schlägen einer Frau fürchtet. Er will nichts als seine Ruhe, hilft aber nicht aus dem Recht heraus. Er würde seine Seele an den Teufel verkaufen. Nicht Recht kümmert ihn, sondern nur die Frau bekümmert ihn mit ihrer Hartnäckigkeit. Schluss!

Lukas will mir mit diesem Gleichnis sagen, was er an anderer Stelle schon getan hat, dass ich bei Gott mit Hartnäckigkeit etwas erreichen kann, wenn ich richtig bete. An anderer Stelle habe ich dazu schon meine Meinung gesagt. Sie können nachlesen im Kommentar vom 17. Sonntag im Jahreskreis. Unter Hartnäckigkeit verstehe ich mein inniges Verlangen, meinen Gott in mein Leben aufzunehmen. Alles Weitere kommt dann von selbst.

Lukas hat, nur um das Wörtchen „Hartnäckigkeit“ zu betonen, Gott zu einem ungerechten Richter gemacht, dem seine Geschöpfe egal sind. Ich weiß, dass ich ihm nicht gleichgültig bin.

Jetzt verstehe ich jemanden, der sagt: Ich kann mit dem Lukas nichts anfangen.

27. Oktober – 30. Sonntag im Jahreskreis, Lk 18, 9-14

Einigen, die von ihrer eigenen Gerechtigkeit überzeugt waren und die anderen verachteten, erzählte Jesus dieses Beispiel: Zwei Männer gingen zum Tempel hinauf, um zu beten; der eine war ein Pharisäer der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stellte sich hin und sprach leise dieses Gebet: Gott, ich danke dir, dass ich nicht wie die anderen Menschen bin, die Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner dort. Ich faste zweimal in der Woche und gebe dem Tempel den zehnten Teil meines ganzen Einkommens. Der Zöllner aber blieb ganz hinten stehen und wagte nicht einmal, seine Augen zum Himmel zu erheben, sondern schlug sich an die Brust und betete: Gott, sei mir Sünder gnädig! Ich sage euch: Dieser kehrte als Gerechter nach Hause zurück, der andere nicht. Denn wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.

Wir kennen Lukas schon: Er spielt mit Gegensätzen, um uns so auf drastische Weise zu erklären, welche Religion die wahrhaftige ist oder was Nachfolge Jesu für uns zu bedeuten hat. Die Wortpaare, ob sie nun Maria und Marta, treuer und schlechter Knecht, Friede und Zwietracht, Lazarus und Reicher, oder eben wie heute Pharisäer und Zöllner heißen, sie stellen ganz deutlich Gegenpole dar.

Von seiner eigenen Gerechtigkeit überzeugt zu sein, in seiner Meinung gefestigt, an sich selbst glauben, das ist auf keinen Fall etwas Schlechtes. Fatal ist es, keine Meinung zu haben. Noch schlimmer, die Meinung anderer unüberlegt anzunehmen. Darum geht es nicht. Es geht um die Akzeptanz der Meinung des andren, dem Verständnis, dass der andre natürlich auch von seiner Meinung überzeugt ist, und das habe ich zur Kenntnis zu nehmen und darf mich nicht über ihn lustig machen. Da ist Kultur gefragt: Diskussionskultur. Sie haben sicherlich schon erlebt, dass die Ansichten Ihres Gesprächspartners, obwohl sehr verschieden, Sie zum Nachdenken angeregt haben, vielleicht dessen Meinung mit Ihrer sogar kompatibel war, Ihre Wahrheit bereichert haben. In der Wissenschaft gibt es viele Beispiele, wo Thesen und Antithesen miteinander verschmolzen sind und zu ganz neuen Erkenntnissen geführt haben. An so manchen Parlamentsdebatten sollten Sie sich jedoch kein Beispiel nehmen.

Jeder dieser biblischen Texte, wo es um Gegensätzlichkeiten geht, fordert uns heraus, in einen dieser beiden Pole zu schlüpfen. Wen suche ich mir aus? Warum tu ich das? Bin ich heute der Pharisäer, oder bin ich der Zöllner? Die meisten werden sagen: Der Zöllner. Im ersten Augenblick ist mir der Zöllner lieber. Ich habe zwar niemand betrogen oder bestohlen wie er, ich wirke auf viele Menschen gar nicht so unsympathisch, trotzdem sehe ich mich lieber in der Rolle dieses Zöllners. Warum? Vorerst einmal, weil mir dieser präpotente Frömmeler überhaupt nicht zusagt. Von zwei Übeln wähle ich immer das weniger

garstige aus. Der Evangelist hat genau das erreicht, was er wollte; er hat meine Voreingenommenheit bedient. Alle Welt weiß: Pharisäer ist gleich Heuchler. Achtung! Denke ich da nicht auch wie er: Gott, ich danke dir, dass ich nicht so ein Scheinheiliger bin wie der Pharisäer? Obwohl ich es nicht will, befinde ich mich auf einmal in der Rolle dieses Menschen.

Die Psychologie hat herausgefunden, dass wir uns im andren wie in einem Spiegel sehen. Vieles was mich an einem Mitmenschen stört, trage ich selbst als schlechte Eigenschaft mit mir herum. Genauso ist es mit meinen guten Seiten, die ich in meinem sympathischen Gegenüber finde. Ich muss mich vor vorschnellen Urteilen und vorgefassten Meinungen sehr hüten. Leider bin ich dieser Gefahr ständig ausgesetzt.

Die Pharisäer waren neben andren die größte religiöse Gruppe innerhalb des Judentums. Die wenig schmeichelhaften Attribute hatten sie sich nur zum Teil zuzuschreiben. Sie waren sehr religiös und hielten sich streng an die Gesetze. Das war es – und ist es auch bei uns – dass sie (wir) ein besonderes Auge auf jene gerichtet haben, die nicht den Regeln entsprochen haben. Und das führte zu Hochmut oder einem ähnlichen Verhalten. In der Bibel mussten sie freilich auch als Gegenpol zur neuen Religion herhalten.

Der entscheidende Satz in diesem Gleichnis ist jedoch: *Dieser kehrte als Gerechter zurück, der andre nicht.* Typisch Jesus, möchte ich sagen. Er stellt fest, wenn jemand nicht richtig gehandelt hat. Aber verurteilt er ihn? Nein – da ist keine Drohung an den Pharisäer (oder an uns) gerichtet. Das Schmoren in der Hölle entspringt menschlichen Vorstellungen von oben und unten. Jesus verurteilt nicht, aber wir Menschen tun es; immer wieder und mit einer Lust, die zum Himmel stinkt. Das ist es, wo wir uns selbst erhöhen.

Das Wortpaar in diesem Evangelium heißt somit nicht: Pharisäer und Zöllner, sondern Heuchelei und ehrliches Bereuen. Jetzt kann ich mir aussuchen, nicht nur, wo ich hingehören will, sondern wo ich hingehöre.

3. November – 31. Sonntag im Jahreskreis, Lk 19, 1-10

Dann kam er (Jesus) nach Jericho und ging durch die Stadt. Dort wohnte ein Mann namens Zachäus; er war der oberste Zollpächter und war sehr reich. Er wollte gern sehen, wer dieser Jesus sei, doch die Menschenmenge versperrte ihm die Sicht; denn er war klein. Darum lief er voraus und stieg auf einen Maulbeerfeigenbaum, um Jesus zu sehen, der dort vorbeikommen musste. Als Jesus an die Stelle kam, schaute er hinauf und sagte zu ihm: Zachäus, komm schnell herunter! Denn ich muss heute in deinem Haus Gast sein. Da stieg er schnell herunter und nahm Jesus freudig bei sich auf. Als die Leute das sahen,

empörten sie sich und sagten: Er ist bei einem Sünder eingekehrt. Zachäus aber wandte sich an den Herrn und sagte: Herr, die Hälfte meines Vermögens will ich den Armen geben, und wenn ich von jemand zu viel gefordert habe, gebe ich ihm das Vierfache zurück. Da sagte Jesus zu ihm: Heute ist diesem Haus das Heil geschenkt worden, weil auch dieser Mann ein Sohn Abrahams ist. Denn der Menschensohn ist gekommen, um zu suchen und zu retten, was verloren ist.

Wieder haben wir es mit einem Zöllner zu tun. Dieses Mal ist der Gegensatz dazu kein Pharisäer, kein Priester, nein; dieses Mal ist der Gegenpol Jesus.

Tatsächlich wurden Zolleintreiber damals kaum kontrolliert. Sie hatten zwar ganz bestimmte Vorgaben, wie viel und wozu sie Steuer einzutreiben hatten, doch waren ihren Betrügereien keine Grenzen gesetzt. Dem Staat war nur wichtig, dass er zu seinen Einnahmen kommt. Um das zu gewährleisten, war es für die politischen Kräfte sogar recht nützlich, wenn die Zöllner gefürchtet waren, und das Geld, das sie nebenbei ergaunern konnten, ihre Arbeitsmoral steigerte. Nach dem, was Zachäus alles gutmachen will, muss er zu der schlimmsten Sorte gehört haben.

Dieser Zachäus war – wir wissen nicht warum – reif geworden; zur Umkehr bereit. Vielleicht hatte ihm das schlechte Gewissen keine Ruhe mehr gelassen? Jedenfalls will er unbedingt Jesus sehen. Wer ist dieser Mann, der von Gewaltlosigkeit, Ehrlichkeit und der Liebe Gottes spricht? Hätte er sein eigenes Verhalten nicht auf einmal für schamlos erachtet, hätte er in Jesus einen Feind, einen Aufwiegler sehen müssen, wie das bei den Schriftgelehrten und Hohepriestern die Meinung war. In diesem Fall wäre er wahrscheinlich auch auf den Baum geklettert, an dem Jesus vorbeikommen musste. Aber er hätte ein Messer mitgenommen, um es seinem Geschäftszerstörer in die Brust zu schleudern. Nein, er will ihn bloß sehen; sagen wir, erkennen.

Und er erkennt Jesus, er erkennt plötzlich glasklar das, was in seinem Inneren schon seit einiger Zeit glöste: *Kehr um, Zachäus!* Noch weiß er nicht, wie er das machen soll. Da sagt Jesus zu ihm: *Ich muss heute in deinem Haus Gast sein.* Das was Lukas uns da als Geschichte erzählt, ist die seelische Kehrtwende des Zöllners Zachäus. Jesus sagt nichts anderes, als dass er im Innersten dieses Mannes Platz nehmen will. Schlagartig werden Zachäus' Augen geöffnet, und er weiß, was er zu tun hat. Stark, nicht wahr!?

Gottesbegegnungen – wir sind wieder bei den Schlüsselerlebnissen – geschehen nicht vonseiten Gottes, sondern nur von unserer Seite. Ich weiß, dass diese (meine) Meinung theologisch sehr zweifelhaft ist, aber ich bin davon überzeugt und habe es schon oft zum Ausdruck gebracht, dass die Motivation für eine Gottesbegegnung von uns ausgehen muss. Mit allen möglichen Attributen wurde Gott ausgestattet, um ihn als den zu sehen, der unser Leben unabhängig von

unsrem Begehr lenkt, der uns dies und das ganz einfach schenkt, der uns belohnt und bestraft. Die Kirchenväter waren in dieser Beziehung sehr erfinderisch. Meine Meinung ist das nicht. Ich muss wollen, dass mich Gott lenkt, ich muss wollen, dass er mir hilft, ich muss für seine Belohnung und auch für seine Bestrafung bereit sein. Das ist es, was mein Leben zwar schwieriger aber im Endeffekt bereichernder macht: Gott in meine Mitte zu nehmen. Jesus kann sich bei Zachäus selbst einladen; von Mensch zu Mensch. Gott aber muss ich demütig bitten, in mein Haus zu kommen. Ich werde versuchen, es so gut wie nur möglich sauber zu machen für ihn; den ersten Schritt dazu habe ich ja mit der Einladung bereits getan. Doch Gott, denke ich, stößt sich nicht an schmutzigen Stellen; auf die Einladung kommt es also an. Es könnte ja sein, oder ist sogar höchst wahrscheinlich, dass er mir beim Putzen hilft; besser gesagt, die Anleitung dazu liefert.

10. November – 32. Sonntag im Jahreskreis, Lk 20, 20-38

Von den Sadduzäern, die die Auferstehung leugnen, kamen einige zu Jesus und fragten ihn: Meister, Mose hat uns vorgeschrieben: < Wenn ein Mann, der einen Bruder hat, stirbt > und eine Frau < hinterlässt, ohne Kinder zu haben, dann soll sein Bruder die Frau heiraten und seinem Bruder Nachkommen verschaffen. > Nun lebten einmal sieben Brüder. Der erste nahm sich eine Frau, starb aber kinderlos. Da nahm sie der zweite, danach der dritte und ebenso die anderen bis zum siebten; sie alle hinterließen keine Kinder, als sie starben. Schließlich starb auch die Frau. Wessen Frau wird sie nun bei der Auferstehung sein? Alle sieben haben sie doch zur Frau gehabt. Da sagte Jesus zu ihnen: Nur in dieser Welt heiraten die Menschen. Die aber, die Gott für würdig hält, an jener Welt und an der Auferstehung von den Toten teilzuhaben, werden dann nicht mehr heiraten. Sie können auch nicht mehr sterben, weil sie den Engeln gleich und durch die Auferstehung zu Söhnen Gottes geworden sind. Dass aber die Toten auferstehen, hat schon Mose in der Geschichte vom Dornbusch angedeutet, in der er den Herrn < den Gott Abrahams, den Gott Isaaks und den Gott Jakobs > nennt. Er ist doch kein Gott von Toten, sondern von Lebenden; denn für ihn sind alle lebendig.

Die Frage der Sadduzäer, der zweiten religiösen Hauptgruppe in Palästina, ist für uns nicht gut nachvollziehbar, weil wir nur mehr wenig mit Sippe und Stamm anfangen können. Das macht es auch so schwierig für uns, Menschen, die aus Kulturen kommen, welche diese Bande noch leben, zu verstehen. (Stichwort: Sippenhaftung, Ehrenmorde) Trotzdem möchte ich fragen, welche Antwort Sie gegeben hätten. – Ich hätte geantwortet: Da Gott sie alle auferweckt zum ewigen Leben, ist sie die Frau, die sie zeitlebens jedem gewesen war, nämlich die Gattin von allen sieben Brüdern. Im Himmel wird aber nicht so gerechnet; weil jeder Einzelne zählt.

Doch in diesem Evangelium geht es um mehr. Jesus belehrt die Sadduzäer, die Leugner der „Auferstehung“. (Ich werde wie immer den Begriff „Auferweckung“ verwenden.) Jesus sagt doch eindeutig, dass diejenigen auferstehen, die Gott für würdig hält, jene also, die Gott auferweckt.

Was diesen Text für mich so interessant macht, ist der letzte Satz; die Quintessenz dieser Bibelstelle sozusagen. Im Jahre 90 nZ, der Entstehungszeit des Lukasevangeliums war das ewige Leben, begründet durch einen Gott der Lebenden, allgemeines Gedankengut. Genauso war die Wiedergeburt ein Thema. Auch wir Christen erwarten die Wiederkehr Jesu. Was nach unsrem Tod mit uns geschieht, wird immer nur reine Spekulation sein. Eines ist sicher, mit dem Absterben unsrer Gehirnfunktionen muss unser Bewusstsein ebenfalls zu Ende sein. Ist es das wirklich? Kann das Leben danach so sein, wie es zu „Lebzeiten“ war? Es fehlen nämlich die Begriffe, es zu beschreiben.

Auf unerwartete Weise spielt möglicherweise die Naturwissenschaft der Religion in die Hände. Der Glaube wird auf einmal für den attraktiv, dem er vorher nicht so wichtig war. Die Quantenphysik kennt das Verschränkungsprinzip. Albert Einstein nannte es Zufall, weil er dieses Phänomen nicht anders beschreiben konnte. Tatsächlich wirkt es wie ein „Spuk“, wenn nachgewiesen werden konnte, dass es auf atomarer Ebene Teilchen gibt, die einmal verbunden waren, doch auch nach ihrer Trennung verbunden bleiben. Daraus lässt sich schließen, dass große Teile des Kosmos ebenfalls miteinander verschränkt (verbunden) sind, obwohl sie weit voneinander liegen. Wenn aber diese Teilchen miteinander kommunizieren können, können dies vielleicht auch unsre Gedanken.

Haben Sie schon einmal „Verschränkungen“ erlebt? Nein! Ist es nicht schon vorgekommen, dass Sie an eine bestimmte Person gedacht haben, und plötzlich ist sie um die Ecke gebogen oder hat das Telefon geklingelt, und am andren Ende der Leitung war jene Person? Haben Sie beim Kartenspiel die Karte gezogen, auf die Sie sich konzentriert haben, weil Sie diese gerade brauchten? Gibt es mein zweites Bewusstsein, welches nach dem Tod des ersten weiterlebt? Gibt es tatsächlich diese Verbindung mit Gott, die wir ja erhoffen?

Eines steht fest: Im organischen Kreislauf leben wir weiter, selbst dann, wenn wir uns verbrennen lassen. Das betrifft jedoch nur unser Körperliches, die sichtbare Materie von uns. Wie schaut es mit unsrem Geistesteil aus?

Fällt es uns schon schwer, das zu beschreiben, was wir nicht sehen können, von dem wir aber wissen, dass es pure Energie ist, wie können wir sagen, was mit diesen unsren Gedanken nach unsrem Tod passiert? Da Elektrizität nachgewiesen werden kann, wird auch diese zu Ende sein. Ist es aber auch ihr

Produkt? Freilich, man könnte sagen, dass unser geistiger Anteil in unsren Nachkommen weiterlebt. Was aber, wenn keiner mehr an uns denkt?

Hier gibt es einen unglaublichen Schatz, den nur das menschliche Individuum in sich trägt – die Hoffnung. Nur wir Menschen wissen, dass es eine Zukunft gibt. Wir wissen zwar nicht, was sie bringen wird, doch wir wissen, dass wir im nächsten Augenblick in der Zukunft sein werden, der auch sofort Vergangenheit ist. Unser Wissen davon, treibt uns an, dieses kommende Leben nach unsren Vorstellungen zu gestalten, obwohl wir nicht wissen, dass alles so eintreten wird, wie wir uns das vorgenommen haben. Doch wir hoffen es. Wir erhoffen das Schöne und hoffen, dass das Schlechte nicht eintrifft. Wir wollen also unser zukünftiges Leben nach unsren Vorstellungen formen, wir wissen aber auch, dass es ganz anders kommen kann. Es bleibt uns eben nur die Hoffnung.

Aus dieser Hoffnung entwickelte sich beim denkenden Menschen der Glaube an ein höheres Wesen und die Vorstellung eines Lebens nach dem Tod. Nicht nur um dieses höhere Wesen für sein tagtägliches Dasein bei Nahrungssuche, Krieg und Krankheit günstig zu stimmen, wurden ihm Opfer dargebracht, sondern auch im Hinblick auf das künftige Leben nach dem Tod. Es entwickelten sich aus den verschiedenen religiösen Traditionen Religionsgemeinschaften. Der streng religiöse Mensch richtet sein ganzes Leben auf Gott hin und auf ein Leben nach seinem Tod aus. Damit waren Ethik und Moral entstanden. Die religiösen Führer, die vorgaben, dieses höhere Wesen genau zu kennen, stellten Regeln auf, wie es zu besänftigen sei. Kant sagt in seinem Gottesbeweis, dass der Mensch keine Veranlassung hätte, gut, gerecht, hilfsbereit, ... zu sein, wenn es Gott nicht gäbe. Tun wir als religiöse Menschen denn nicht wirklich alles, um ein Ziel zu erreichen, das wir erhoffen und zugleich Angst davor haben.

Jesus zeigte den Menschen seiner Zeit nicht nur einen Weg zu Gott, sondern er lebte vor, wie wir mit Empathie, mit der uneigennütigen Liebe zum Nächsten, so richtig glücklich werden können. Und zwar nicht erst dann, wenn wir das Zeitliche gesegnet haben, sondern bereits in unsrem realen Leben. Gott ist kein Gott der Toten, sondern ein Gott der Lebenden.

In dieser Beziehung hat meine Kirche viel zu viel gedroht und Angst geschürt, und sie tut es abgeschwächt heute noch. Das ewige Höllenfeuer und der selige Himmel, denke ich, sind Produkte einer Lebenshilfe, die leider ins Leere geht. Niemand weiß, was nachher kommt. Ich glaube nicht, dass Gott belohnt oder bestraft. Woran ich erhoffe, ist ein glückliches Leben mit Gott und an eine Verschmelzung mit ihm.

Wir unterscheiden fünf Grundemotionen: Glück, Überraschung, Trauer, Ekel, Angst und Verwirrung. Drei davon sind negativ, zwei positiv. Halten wir uns an die zwei positiven Gefühle in unsrem ach so kurzen irdischen Leben, an das,

was uns glücklich macht und hoffen wir auf etwas, wovon wir vielleicht unfassbar überrascht sein werden.

17. November – 33. Sonntag der Osterzeit, Lk 21, 5-19

Als einige darüber sprachen, dass der Tempel mit schönen Steinen und Weihegeschenken geschmückt sei, sagte Jesus: Es wird eine Zeit kommen, da wird von allem, was ihr hier seht, kein Stein auf dem andern bleiben; alles wird niedergerissen werden.

Sie fragten ihn. Meister, wann wird das geschehen und an welchem Zeichen wird man erkennen, dass es beginnt? Er antwortete: Gebt Acht, dass man euch nicht irreführt! Denn viele werden unter meinem Namen auftreten und sagen: Ich bin es!, und: Die Zeit ist da. Lauft ihnen nicht nach!

Und wenn ihr von Kriegen und Unruhen hört, lasst euch dadurch nicht erschrecken! Denn das <muss> als erstes <geschehen>; aber das Ende kommt nicht sofort. Dann sagte er zu ihnen: Ein Volk wird sich gegen das andere erheben und ein Reich gegen das andere. Es wird gewaltige Erdbeben und an vielen Orten Seuchen und Hungersnöte geben; schreckliche Dinge werden geschehen und am Himmel wird man gewaltige Zeichen sehen.

Aber bevor das alles geschieht, wird man euch festnehmen und euch verfolgen. Man wird euch um meines willen den Gerichten der Synagogen übergeben, ins Gefängnis werfen und vor Könige und Statthalter bringen. Dann werdet ihr Zeugnis ablegen können. Nehmt euch fest vor, nicht im Voraus für eure Verteidigung zu sorgen; denn ich werde euch die Worte und die Weisheit eingeben, sodass alle eure Gegner nicht dagegen ankommen und nichts dagegen sagen können. Sogar eure Eltern und Geschwister, eure Verwandten und Freunde werden euch ausliefern und manche von euch wird man töten. Und ihr werdet um meines Namens willen von allen gehasst werden. Und doch wird euch kein Haar gekrümmt werden. Wenn ihr standhaft bleibt, werdet ihr das Leben gewinnen.

„Am 2. Dezember 1848 haben Se Majestät Kaiser Ferdinand I. zu Gunsten seines Bruders Erzherzog Karl, und dieser unter seinem zu Gunsten seines ältesten Sohnes, Erzherzog Franz Joseph dem österreichischen Kaiserthron entsagt, und Franz Joseph bestieg den Thron des österreichischen Kaiserstaates in einem Alter von 18 Jahren. Gott stehe ihm in dieser schweren Zeit bei! Sie ist eine Zeit voller Widersprüche, wo das Volk <souverän> seyn soll, und der Souverän eine – Null! Wo man <Freiheit> auf das Banner schreibt, und <Zügellosigkeit> im Schilde führt! Wo man Ordnung für Großthun und Anarchie für den Triumph des Geistes hält! Was ist nun Schuld an so vielen Widersprüchen der Zeit? Die Gottvergessenheit!! –

Die Erfahrung lehrt, daß – je gutwilliger die Regierungen mit Concessionen waren, die Demagogen mit desto größerem Ungestüm über die Schwäche und Ohnmacht scheinen und mit umso entschiedener Frechheit das von ihrer Parthei begonnene Werk fortsetzen, welches am Ende in Nichts Anderem besteht, als im gänzlichen Umsturz alles Hohen und Heiligen in der Beseitigung jeglichen Gesetzes und jeder Schranke überhaupt, wodurch die öffentlichen Zustände in geregelter Ordnung gehalten werden könnten. <Alles zerstören> heißt die Parole dieser angeblichen Volksbeglucker! Jenen ist es gleichgültig, ob Ströme von Blut all die Länder überschwemmen, welche bis jetzt so glücklich waren, durch öffentliche Ruhe, durch steigendes Gedeihen des Ackerbaues, durch fortschreitende Entwicklung der Künste und Gewerbe; ihnen ist es gleichgültig, wenn der Bauer vom Pfluge weggerissen wird, wenn man den Arbeiter aus seiner Werkstätte treibt, um sich als Vertheidiger einer Sache, die so nicht ernsthaft, auf die Schlachtbank führen zu lassen, um Märtyrer eines Phantoms zu werden, von welchen man ihm alles Heil verspricht, wenn es siegen sollte, während es ihn doch schnurstraks ins's tiefste Verderben stürzt.“

Dies sind die Worte des erschütterten Franz Mikolascheks, der von 1834 bis 1871 Pfarrer hier in Brunn war; nachzulesen auf den Seiten 110 und 111 der alten Pfarrchronik. Für den Priester und aus der Sicht seiner Gegenwart, ist das Ende des Absolutismus nahezu das Ende der Menschheit. Was hat uns die Revolution im Endeffekt aber gebracht – die Demokratie. Ist es in der unmittelbaren Gegenwart möglich, sie und ihre Folgen richtig einzuschätzen? Nein, um die Gegenwart ernsthaft zu beurteilen muss sie zur Vergangenheit geworden sein.

Für den Kommentar zu diesem Evangelium ist es mehr denn je wichtig, in die Zeit seiner Entstehung einzutauchen. Lukas hat nahezu wortgleich von Markus abgeschrieben. Ich lade Sie zu einem historischen Ausflug in die Lebenszeit dieses Markus ein. Ich weiß zwar nicht, wann Markus das Licht der Welt erblickte, aber es könnte so um das Jahr 30 gewesen sein. Er wäre also etwa vierzig Jahre alt gewesen, als er sein Evangelium abzufassen begann. Als Baby hat er von Jesu Tod sicherlich nichts mitbekommen. Was ist in dieser Zeit alles passiert?

33 wird Stephanus gesteinigt, 34 oder 35 Saul von Tarsus bekehrt, 42 Jakobus, der Bruder Jesu, hingerichtet (Josephus Flavius berichtet davon), zwischen 64 und 67 werden Petrus und Paulus in Rom hingerichtet, zwischen 66 und 70 zwingt ein Zelotenaufstand die Christen, aus Jerusalem zu fliehen und im Jahre 70 lässt Titus den jüdischen Tempel zerstören. Der arme Markus hat viele erschütternde Ereignisse miterleben müssen, wahrscheinlich viel mehr als ich hier erwähnt habe.

Die logische Folge ist die Abfassung eine Apokalypse, die der Gegenwartsbeurteilung seines Autors entspricht. Seine Erkenntnis, was er in seinem frühchristlichen Leben an Hinrichtungen und sonstigen Konflikten erlebt hat und mit Befürchtung noch erleben werde müssen, zwingt ihn etwas zu tun, was seiner Eigenart, nämlich eine Biographie von Jesus zu schreiben, entgegenwirkt. Er lässt – wie es Johannes so gern macht – seinen Jesus all diese Dinge voraussehen und aussprechen. Ich denke nicht, dass jemand dem Markus diesen Text später untergeschoben hat, den ja 20 Jahre später unser heutiger Sonntagsevangelist nahezu wortgleich übernommen hatte. Genauso bin ich aber auch überzeugt, dass Jesus diese Prophetie nie ausgesprochen hat.

Das Bemerkenswerte an Lukas' Endzeitbericht, der genau vor seinen letzten drei Kapiteln (Leiden und Auferweckung Jesu) steht, ist sein tiefer Glaube daran, dass alle Gerechten gerettet werden, *das Leben gewinnen*.

Lukas teilt sein 21. Kapitel in mehrere Teile auf: Das Opfer der armen Witwe und was wir heute nicht gehört haben, die Ankündigung der Zerstörung des Tempels, Vom Anfang der Not, dem Gericht über Jerusalem, dem Kommen des Menschensohnes und der Mahnung im Hinblick auf das Ende sowie der Lehrtätigkeit Jesu im Tempel, der neuen Wirkungsstätte des ehemaligen Wanderpredigers.

Die Juden mussten jede Menge geistige Ohrfeigen einstecken. Die größte war wahrscheinlich die Auferweckung Jesu. Der Zustrom zur neuen Lehre – einer Befreiungslehre – weckte physisches Gewaltpotenzial. Wenn Argumente verstummen, regieren die Fäuste; damals wie heute. Noch waren die Juden in der Mehrheit gegenüber diesen „chrestos“, wie die Jesusanhänger bald genannt wurden. Und dieser Mehrheit gelang es damit, Abtrünnige zurück zu gewinnen. Wir dürfen nicht vergessen, dass diese Apokalypse ja bereits in den 70er-Jahren geschrieben wurde. Die Juden kämpften an zwei Fronten: Gegen die Römer und die Urchristen. Wer einmal Jude war, war auf einmal ein Chrestos; genauso umgekehrt. Das zog sich wahrscheinlich durch die Familien und Freundschaften und machte die Mitglieder zu Feinden.

Es wäre folglich nicht schwierig, eine Apokalypse in der heutigen Zeit abzufassen. Angesichts der Tatsache, wie wir mit der Natur, mit unsrer Mutter Erde und mit Gott umgehen, müssten wir unsren Text bloß mit dem Endzeitbericht aus sämtlichen Heiligen Schriften auffüllen, denn sie sind zeitlos.

Die Zukunft – wir haben nur sie (die Vergangenheit ist abgearbeitet, die Gegenwart kürzer als ein Wimpernschlag), sie ist unser reales Leben. Zerstören wir es nicht! Gehen wir verantwortungsvoll mit allem Leben um, und nähren wir die Hoffnung auf ein Leben danach!

24. November – Christkönigssonntag, Lk 23, 35b-43

Die dabei standen spotteten: Anderen hat er geholfen, nun soll er sich selbst helfen, wenn er der erwählte Messias Gottes ist. Auch die Soldaten verspotteten ihn; sie traten vor ihm hin, reichten ihm Essig und sagten: Wenn du der König der Juden bist, dann hilf dir selbst! Über ihm war eine Tafel angebracht; auf ihr stand: Das ist der König der Juden. Einer der Verbrecher, die neben ihm hingen, verhönte ihn: Bist du denn nicht der Messias? Dann hilf dir selbst und auch uns! Der andere aber wies ihn zurecht und sagte: Nicht einmal du fürchtest Gott? Dich hat doch das gleiche Urteil getroffen. Uns geschieht recht, wir erhalten den Lohn für unsere Taten; dieser aber hat nichts Unrechtes getan. Dann sagte er: Jesus, denk an mich, wenn du in dein Reich kommst. Jesus antwortete ihm: Amen, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.

Dieser Jesus aus Nazaret, eine historische Person und für die Christen ihr strahlender Held – ihr König, hat keinen Eingang in die damalige Geschichtsschreibung genommen. Bei Josephus Flavius (etwa 37-100 nZ), einem bedeutenden römischen Chronisten wird in einer Randnotiz, deren Echtheit viele anzweifeln, der Name Jeschua in einer Passage über die Hinrichtung seines Bruders Jakobus (42 nZ) kurz erwähnt. Schluss!

Überlegen wir einmal, was Jesus in seinem Leben vollbringen hätte müssen, um in der weltlichen Geschichte einen Platz gefunden zu haben! Ich denke, er hätte als Rebellenführer mit zweitausend getreuen Anhängern aus Galiläa in Jerusalem einfallen und sämtliche römische Besatzungssoldaten töten müssen. Oder er hätte Pontius Pilatus als Geisel nehmen oder Herodes umbringen müssen. Wenn er sämtliche Juden in grüne Männchen verwandelt hätte, wäre dies einen Eintrag in die Geschichtsbücher wert gewesen. Damals war es vielleicht ein bisschen leichter als heutzutage in die Schlagzeilen zu kommen. Bei einem Geisterfahrerunfall mit fünf Toten mag dies gelingen. Für die Titelseite wird man wohl schon irgendeinen Präsidenten umbringen müssen.

Den römischen Chronisten war Jesus mehr als egal. Nur wer gegen Kaiser und Reich grob verstoßen hatte, fand Aufnahme in ihren Annalen. Selbst für jüdische Geschichtsschreiber war Jesus bedeutungslos, und das Werk des Justus von Tiberias ist verschollen. Dieser jüdische Zeitzeuge von Jesus, der über verschiedene Gruppierungen berichtet haben soll, könnte auch die Jesusbewegung beschrieben haben. Die Urchristen wiederum hatten schon gar keinen Grund, etwas über Jesus aufzuzeichnen außer einer kleinen Spruchsammlung. Warum? Sie erinnerten sich an Jesu Worte vom Weltende und ihrer Erlösung, die sehr bald eintreffen würde. Vom Leben Jesu wissen wir nur aus den Evangelien und den Briefen Bescheid. Und da erkennen die

Bibelforscher, dass vieles ins Märchenreich gehört. Maria, die Mutter Jesu wird, als sie Jesus 5 vuz geboren hat, etwa vierzehn Jahre alt gewesen sein. Somit können wir ihr Geburtsdatum rund um 20 vuz ansetzen. Matthäus begann sein Evangelium im Jahr 80 zu schreiben. Er ist der erste, der von Jesu Kindheit erzählt. Wie alt war Maria damals? Ja, rund hundert Jahre. Freilich könnte sie vieles aus der Kindheit ihres Sohnes erzählt haben. Mit 100? Das ist für mich sehr unwahrscheinlich.

So bleibt kurioserweise nur eine Aufzeichnung, welche in aller Deutlichkeit auf Jesus weist. Dieser authentische Nachweis stammt nicht von einem Evangelisten oder einem Juden sondern von einem Römer.

Der bedeutende Historiker Tacitus (etwa 58-120 nuz) schreibt in seinen Annalen XV 44 über die Christen (christianos oder chrestos) im Zusammenhang mit Nero (Kaiser, 54-68 nuz) und dem Brand von Rom (64): „Ergo abolendo rumori Nero subdidit reos quaesitissimis poenis adfecit quos per flagitia invisos vulgus Christianos appellabat. Auctor nominis eius Christus Tiberio imperitante per procuratorem Pontium Pilatum supplicio adfectus erat; repressaque in praesens exitiabilis superstitio rursus erumpebat, non modo per Iudeam originem eius mali, sed per urbem etiam quo cuncta undique atrocitas aut pudenda confluunt celebranturque.“ Die Übersetzung von Wilhem Bötticher lautet: Um dieses Gerüchte (Damit ist gemeint, dass gemunkelt wurde, Nero hätte Rom abbrennen lassen.) zu vernichten, gab Nero denen, die durch Schandtaten verhasst, das Volk Christen nannte, die Schuld und belegte sie mit ausgesuchtesten Strafen. Der, von welchem dieser Name ausgegangen, Christus, war, als Tiberius (Kaiser 14-37 nuz) regierte, vom Prokurator Pontius Pilatus (Statthalter 26-36) hingerichtet worden, und der für den Augenblick unterdrückte verderbliche Aberglaube brach nicht nur in Judäa, dem Vaterland dieses Unwesens, sondern auch in Rom, wo von allen Seiten alle nur denkbaren Gräueltaten und Abscheulichkeiten zusammenfließen und Anhang finden, wieder aus.

Man kann also beileibe nicht sagen, Tacitus wäre ein Freund der Christen gewesen. Im Gegenteil, er nennt das Christentum einen verderblichen Aberglauben und ein Unwesen. Aber er bezeugt sowohl die Christen als auch Christus Jesus selbst. Auch grenzen die Herrscherdaten des Tiberius und des Pilatus den Hinrichtungszeitraum Jesu, den wir ja nicht kennen, sehr ein. Die Mär, Pilatus hätte nur auf Druck der Juden Jesus hinrichten lassen wird durch die römische Geschichtsschreibung widerlegt. Dieser Pilatus war ein brutaler und machtbesessener Despot, viel mächtiger als Herodes. Er musste deshalb 36 nuz abdanken und beging auf Druck Kaiser Caligulas im Jahr 39 Selbstmord. Den wahrhaftesten Beweis für Jesus als historische Person, kann nur jemand liefern, der emotional mit ihm nicht verbunden war, im Gegenteil, ihn

verabscheute, Tacitus. Da ist nichts geschönt, nichts überhöht. Nein, einfach nur Tatsache.

Ich denke, dies zu wissen ist notwendig, um die Bedeutung dessen zu erahnen, was sich nach Jesu Tod abgespielt hat, und was bis in unsre Zeit reicht. Dieser Nazarener, ein einfacher Wanderprediger, hat, ohne es zu wollen, in meinen Augen die gewaltigste Umwälzung ausgelöst, welche die Menschheit je erfasst hat. Dieses „Er lebt!“, sinnliche Erkenntnis, ein Funke Gottes, von einer einfachen aber liebenden Frau ausgerufen, veränderte alles Denken und Hoffen der Jünger und zieht uns heute noch so in seinen Bann, dass wir mit Überzeugung dankbar sind und Jesus unsren König nennen können.